

Das Magazin aus dem Schauspielhaus.

# Hawaii 006

## Harte neue Welt.

Verstehen, optimieren,  
abwickeln.  
Ein Magazin über die  
Ressource Mensch.

Mit Beiträgen von  
Nina Braun  
diceindustries  
Christoph Faulhaber  
Till Gerhard  
Monika Grzymala  
Henning Kles  
Oliver Kluck  
Katja Kullmann  
Stefan Marx  
Ruth May  
Robert Pfaller  
Werner Rügemer  
Andreas Siekmann  
Malte Struck  
Christoph Twickel



Nina Braun // »Lovers Rock« // 2011 // Wolle, Stoff, Garn, Watte, Puppenaugen, Schaumstoff // 90 x 90 x 95 cm

Die Arbeiten von Nina Braun sind softe, materialmäßig scheinbar harmlose Skulpturen und aufwändige Handarbeiten, die sich der Verwertungslogik entziehen und von der postdigitalen Lust am Analogen erzählen. 1998 gründete die Hamburgerin die erste und immer noch einzige Skateboard Company von und für Frauen in Deutschland – ihr Label »Sumo Clothing« wurde in den Folgejahren zur Szenemarke. 2004 stieg Braun aus dem Modebusiness aus und widmete sich ganz ihrer künstlerischen Arbeit. Derzeit arbeitet sie zusammen mit der Musikerin Judith Holofernes (Wir sind Helden) an einem »Auch für Kinder«-Buch, wie sie es nennt. Mit ihrer Skulptur »Lovers Rock« spielt sie die Möglichkeit durch, sich angesichts des grassierenden Workoholismus »auf den Felsen zurückzuziehen und sich erschöpft nichts als der Liebhaberei zuzuwenden«, so Braun. Nina Braun wurde 1980 in Italien geboren, ist aufgewachsen im Rheinland, Sesshaftigkeitsrekord mit 15 Jahren in Hamburg. Sie lebt und arbeitet in Berlin.

Foto Clara Bahlsen

**MUSEUM  
DER ARBEIT**



STIFTUNG  
HISTORISCHE  
MUSEEN  
HAMBURG

[museum-der-arbeit.de](http://museum-der-arbeit.de)



**EINE  
WOHNUNG  
FÜR UNS!**

**GENOSSENSCHAFTLICHER WOHNUNGSBAU  
IN HAMBURG 14.11.2012 BIS 01.04.2013**

U/S-Bahnhof Barmbek  
Mo. 13-21 Uhr  
Di.-Sa. 10-17 Uhr  
So. und Feiertage 10-18 Uhr

Eine Ausstellung  
des Museums  
der Arbeit  
in Kooperation mit



Mit freundlicher  
Unterstützung



## EDITORIAL

**H**arte neue Welt? An der Oberfläche wirkt alles viel heller, loungiger, aufgeräumter – und überhaupt viel weniger entfremdet als früher. Die Wände aus Glas, die Hierarchien flach, die Arbeitszeiten gleitend. Das Büro sieht aus wie ein Café. Überhaupt findet Arbeit heute immer mehr deterritorial statt, mein Home ist nicht nur mein Castle sondern immer häufiger auch mein Office. Weisungsgebunden war sowieso gestern. Heute treffen wir im Team Zielvereinbarungen.

Aber ist das überhaupt ein Widerspruch? »Die Arbeitnehmer sind sowohl autonomer als auch stärker fremdbestimmt« schreiben Luc Boltanski und Eve Chiapello in ihrem Klassiker »Der neue Geist des Kapitalismus«, worin die beiden französischen Sozialwissenschaftler schon zur Jahrtausendwende analysierten, wie Ideale von Selbstverwirklichung und Autonomie in einem neuartigen Arbeitsregime aufgehen: »Dabei wird das autonome Handeln nicht nur als eine Möglichkeit oder als ein Recht präsentiert. Man verlangt es gewissermaßen von den Menschen, deren Wertigkeit immer häufiger an ihrem Selbstverwirklichungspotential gemessen wird.«

Heute hat sich der Blick auf die neuen Regimes des Selbst geschärft. Zum Beispiel in »Männer Frauen Arbeit«, dem neuen Text des 31-jährigen Autors Oliver Kluck, der am 7. Dezember im Schauspielhaus Premiere hat: eine neue, radikale Sicht auf das angebliche Ende der Geschichte, als der neue Unternehmertegeist in die sozialistischen Planwirtschaften einführte. Der Künstler Andreas Siekmann und der Wirtschaftsexperte Werner Rügner diskutieren in »Hawaii«, wie mit dem Wirken der Treuhandanstalt tatsächlich eine ganz andere Geschichte begann: die des von demokratischer Kontrolle abgeschotteten »optionalen Investitionskapitalismus«.

Was bedeutet dieser neue Kapitalismus für die – traditionell von Kulturschaffenden vertretenen – Forderungen nach Autonomie und Entfaltungsmöglichkeiten? Dass alles gut wird, wenn wir nur ganz bei uns sein dürfen? Finden wir langsam verdächtig. Womöglich ist die gesellschaftliche Rücksicht vor dem Selbst und seiner Authentizität bloß »die zweite, zartbesaitete Welt eines aggressiven Umverteilungskapitalismus«, wie der Philosoph Robert Pfaller schreibt? In »Hawaii« lassen wir Pfaller mit einem Essay zu Wort kommen, der erklärt, was geschieht, wenn eine Gesellschaft die vermeintlich Schwachen nur noch wahlweise als schutzlose oder unterhaltsame Freaks taxiert.

Die »alte Künstlerkritik«, wie Boltanski/Chiapello sie nennen, ist einer oftmals skeptischen Begutachtung gewichen – wie auch die Bildebene dieser Ausgabe von »Hawaii« zeigt: Wir haben zeitgenössische Künstler nach ihrer Sicht auf die harte neue Welt gefragt und um Beiträge gebeten – und sind stolz und glücklich darüber, was dabei herausgekommen ist.

Viel Spaß beim Schauen und Lesen – wir sehen uns im Theater,  
Jack Kurfess und Florian Vogel.

## NEUE HAIMAT

## Pussy Riot 2043

*Punkgebete in der Neuen Haimat: Im Januar zollt der Club in der Schauspielhaus-Kantine den renitenten Riot Grrrls aus Russland Tribut – mit einem Blick in die Zukunft.*

**W**as machen Pussy Riot im Jahre 2043? Wo sind die drei Frauen dreißig Jahre nach ihrer Verurteilung? Was ist aus ihren revolutionären Träumen geworden? Was aus den Putschist..., pardon, den Putinschen Muskelbergen? Was aus der Solidarität unserer Medien und Popgrößen? Wladimir Putin, inzwischen zwar verfetteter, aber Immer-noch-Regent der russischen Föderation, hält unerbittlich an seinen drei Paradiesvögeln mit bunten Pudelmützen fest. Er braucht sie, wie der Faust seinen Mephisto, oder der Romeo seine Julia, oder der Gin seinen Tonic. Das Stockholm-Syndrom ist bei den Pussys unterschiedlich weit fortgeschritten. Selbsthass, Selbstverleugnung und Lebenslügen beherrschen den tristen Tagesablauf im russischen Gefangenenlager. Ein glücklicher Suizid in der Zelle löst einen Super-Gau aus, der das eingefrorene Verhältnis zwischen dem Wildbachangler und den Punkmusikerinnen durcheinanderbringt. Wo Psychologie im Spiel ist, darf natürlich auch der weltbekannte russische Arzt Anton Tschechow nicht fehlen. Als große Überraschung des Abends geben die Pussy Riots ein Jubiläumskonzert. In den dreißig Jahren Knast hatten die Pussys richtig viel Zeit zum Üben und haben mittlerweile auch musikalisch echt was drauf. Euch werden die Ohren schlackern. \\\

**Neue Haimat: Pussy Riot 2043**

Text und Konzept Ute Hanning, Regie Torsten Diehl  
Mit Mitgliedern des Schauspielhaus-Ensembles  
und DJ Kitty Atomic  
4. Januar, 22.30 Uhr, Kantine Schauspielhaus

## PORTRÄT



»Zeitgenössische Stoffe sind an Theatern leider noch unterrepräsentiert«: Markus Heinzelmann

## Zu viele Wohlfühlformate. Wach, heutig und provokant: Markus Heinzelmann hat wenig Lust auf gediegenes Kulturbürgertheater. Mit Oliver Klucks »Männer Frauen Arbeit« bringt der Regisseur seine fünfte Inszenierung am Schauspielhaus auf die Bühne.

**E**s gibt Regisseure, die vor zehn Uhr morgens nicht ansprechbar sind. Zwingt man sie zum frühmorgendlichen Interview, sind sie eher einsilbig. Zu dieser Sorte zählt Markus Heinzelmann nicht. Pünktlich um 9.30 Uhr erwartet der freie Regisseur die Journalistin in der Kantine – von Müdigkeit keine Spur, obwohl Heinzelmann sich gerade in der Endphase der Proben zu Oliver Klucks »Männer Frauen Arbeit« befindet (siehe Seite 11), das am 7. Dezember 2012 Premiere hat und im Zuge der Proben ein Weg gefunden werden muss den Manuskripttext auf eine spielbare Länge von maximal zwei Stunden zu bringen. Doch der 43-Jährige kann den Stress gut verbergen, vielleicht, weil er eine Menge Erfahrung im Umgang mit engen Probenplänen und Teamarbeit hat: Von 2004 bis 2011 war Heinzelmann Künstlerischer Geschäftsführer am Theaterhaus Jena, einem jungen Stadttheater voller innovativer Ideen und Formate, dessen komplettes Ensemble satzungsgemäß in einem festgeschriebenen Turnus ausgetauscht wird. Eine tolle Zeit für den gebürtigen Karlsruher, der dort gut umsetzen konnte, was ihn persönlich am meisten interessiert: Uraufführungen, also Stoffe zeitgenössischer Autoren, die vor ihm noch niemand angefasst hat. »Für mich ist es eine schöne Herausforderung, lebenden Autoren, die versuchen, etwas Heutiges auszudrücken, eine Sprache oder ein Bild zu geben«, sagt er. »Auf unseren Bühnen sind die zeitgenössischen Stoffe leider noch unterrepräsentiert, obwohl so viele gute Texte geschrieben werden.«

Autor Oliver Kluck gilt als »Nörgelprofi« (Der Spiegel) und kam einst über das Verfassen von Beschwerdebriefen zum Schreiben. Seine bösen »Er-

regungsmonologe« (»Tagesspiegel«) sind zwar fürs Theater geschrieben, aber so offen und assoziativ angelegt, dass es eines guten Regisseurs bedarf, um sie auf die Bühne zu bringen. Für Heinzelmann genau das richtige Projekt. »Jeder Autor hat seine eigene Sprache, Form und Themen, die es zu deuten gilt«, erklärt Heinzelmann, »Kluck zum Beispiel interessiert sich besonders für die Themen Ungerechtigkeit und Macht-konstellationen und schreibt dabei sehr böse und pointiert. Er versucht nicht unbedingt zu reflektieren, sondern provoziert uns zum Denken«. »Männer Frauen Arbeit« handelt von der Verquickung zwischen Arbeit und Familie und kreist um einen Mann, um ein »ich«, der einst eine Machtrolle im Staat ausfüllte und sich im Zuge dessen immer mehr von Volk und Familie entfremdet und parallel zum Staat zu Grunde geht. »Man könnte damit die DDR assoziieren«, erklärt Heinzelmann, »Letztlich bleibt es aber uns überlassen, daraus die eigenen Schlüsse zu ziehen.«

»Auf der deutschen Bühne gibt es mir zu viele Wohlfühlformate, die sich dem sogenannten Kulturbürger verschrieben haben«, sagt Heinzelmann. »Menschen, die nicht Theater-affin sind, können damit nichts mehr anfangen. Ich möchte Texte auf die Bühne bringen, die auch meine Freunde zum Wiederkommen motivieren würden«. Texte also, die ans moderne Leben andocken: eher Pollesch als Goethe, eher Finanzkrise als Faust. Wobei Autor Kluck mit dem Thema Finanzkrise nun gar nicht einverstanden wäre. »Es gibt keine Finanzkrise«, verkündete dieser jüngst, »Die Finanzkrise beeindruckt mich überhaupt nicht, kein bisschen. Denn die Finanzkrise ist für mich der Normalzustand.« \\\

ANNE-EV USTORF

“ Der neue Loeffler-Liederabend, ein großer Spaß für Fans wie für Feinde von Sylt und absolut hitverdächtig. Hamburger Abendblatt



# Sylt

## Ein Irrtum Gottes?

Ein Liederabend von Dietmar Loeffler.

Regie: Dietmar Loeffler

Mit Tommaso Cacciapuoti, Carolin Fortenbacher (Rolf-Mares-Preisträgerin 2012), Tim Grobe, Stefan Hossfeld, Dietmar Loeffler, Natalie O'Hara

**Wieder im Programm**

4. bis 19. Dezember 2012

H A M B U R G E R  
K A M M E R S P I E L E

# Ein bisschen Ruhe vor dem Sturm

Von Theresia Walser

Regie: Michael Bogdanov

Ausstattung: Ulrike Engelbrecht

Mit Kristian Bader, Peter Bause, Nicki von Tempelhoff

**Zum letzten Mal**

27. November bis 2. Dezember /

22., 23. Dezember 2012

H A M B U R G E R  
K A M M E R S P I E L E

“ Eine furiose Satire auf Eitelkeiten in der Theater- und Filmwelt. Hamburger Abendblatt



Hamburger Kammerspiele, Hartungstraße 9-11, 20146 Hamburg  
040 - 41 33 44 0, [www.hamburger-kammerspiele.de](http://www.hamburger-kammerspiele.de)

Entwickelt mit dem Ensemble  
das Stück »Hacking Luleå«:  
Konradin Kunze

## »Wir leuchten uns selbst aus...«



Was passiert in unserer Gesellschaft mit zwischenmenschlichen Verhaltensmustern angesichts der Tatsache, dass wir einen Großteil unserer Zeit online verbringen und unsere Leben und Seelen dort nackt ausstellen und sie damit für eine große Öffentlichkeit immer transparenter machen? Der Regisseur Konradin Kunze beschäftigt sich zur Zeit mit diesem Phänomen innerhalb seiner Stückentwicklung »Hacking Luleå« am Jungen Schauspielhaus.

**Hawaii** »Die menschliche Seele braucht offenbar Sphären, in denen sie bei sich sein kann ohne den Blick des Anderen« schreibt der Philosoph Byung-Chul Han in seinem Essay »Transparenzgesellschaft«. Facebook fordert das Gegenteil, nämlich die öffentliche Zur-Schau-Stellung unserer Gedanken und Gefühle. Ein Konflikt unserer Gesellschaft?

**Konradin Kunze** Es gibt keinen Aufschrei gegen die zunehmende Transparenz. Wir akzeptieren diese Entwicklung schulterzuckend und freuen uns an den Annehmlichkeiten. Wir stellen unsere Identität auf Facebook freiwillig zur Verfügung. Für die Generation der Digital Natives ist das eine Selbstverständlichkeit, Teilen der älteren Generationen kommt das unheimlich vor. Ein Produkt wie Facebook kann sich nur verbreiten, wenn große Teile der Gesellschaft es akzeptieren. Wir wollen offenbar auf diese Weise kommunizieren und konsumieren: schneller, einfacher, mit mehreren Menschen gleichzeitig und unabhängig vom Aufenthaltsort. Der Dialog wird unwichtiger, flüchtiger. An seine Stelle tritt der »Post«, man meldet seinen Status und erwartet die einfachste Form der Zustimmung, das »Like«. Widerspruch ist hinderlich, ein Gespräch kommt nicht zustande. In dem Essay von Byung-Chul Han weist er darauf hin, dass Facebook sich konsequent weigert, einen Dislike-Button einzuführen und spricht von der »Positivgesellschaft«, die jede Spielart von Negativität meidet. Negativität bringt Kommunikation ins Stocken und lässt sich nicht ökonomisch verwerten.

**Hawaii** Wird es etwas geben, das die sozialen Netzwerke ablösen wird? Ein nächstes Extrem von virtuellem sozialen Konstrukt?

**Konradin Kunze** Die Internetgemeinde rätselt schon seit einiger Zeit, was das Next Big Thing sein wird. Zuckerberg glaubt, dass die Menschen in ein paar Jahren 1000 Mal mehr »teilen« als heute. Aber niemand wird mehrere hundert Statusmitteilungen am Tag selbst schreiben. Diese Prozesse werden automatisiert ablaufen. Meine Aktivitäten werden in Echtzeit öffentlich mitgeteilt werden. Technische Geräte, Haustiere und unser Körper selbst werden bald ihren Zustand ins Netz senden können. Gleichzeitig wird durch die Massen an Daten unser Verhalten vorhersehbar – das liefert wiederum Material zur Erstellung einer künstlichen Intelligenz.

**Hawaii** Alles, was wir jemals auf Facebook gepostet haben, bleibt gespeichert. Was passiert mit unseren Daten? Und wer hat ein Interesse daran?

**Konradin Kunze** Das meiste ist inhaltlich banal und isoliert betrachtet wertlos. In Kombination mit

unserem Surfverhalten und unserem »social graph« kann daraus ein detailliertes Profil unserer Vorlieben, unseres Verhaltens erstellt werden. Das gilt nicht nur für Facebook, sondern auch für Google. Es gibt etliche Unternehmen, die sich ausschließlich auf das Sammeln und Verkaufen von Daten spezialisiert haben. Sie werden vor allem für personalisierte Werbung genutzt, die ja sogar sehr praktisch für den Nutzer sein kann. Auch Strafverfolgungsbehörden und Geheimdienste greifen darauf zu. Im amerikanischen Wahlkampf konnten wir gerade beobachten, wie auf den potentiellen Wähler zugeschnittene Botschaften genutzt wurden, nicht nur im Netz, sondern auch an der Haustür. Wir erhalten nur Informationen, für die wir uns unmittelbar interessieren. Eine so umfangreiche Sammlung an Informationen hat es noch nie gegeben. Wissen ist Macht. Und die Algorithmen, mit denen Big Data analysiert wird, werden immer besser. Das ist natürlich auch für die Wissenschaft von enormem Wert.

**Hawaii** Byung-Chul Han schreibt, dass es vor allem besorgniserregend sei, dass die Transparenzgesellschaft heute in eine Kontrollgesellschaft umzuschlagen drohe. Ist denn Transparenz tatsächlich mit Kontrolle gleichzusetzen?

**Konradin Kunze** Ja. Ein nicht transparenter Vorgang erfordert Vertrauen. Der Ruf nach Transparenz wird laut, wenn Politikern nicht mehr vertraut wird. Wo Korruption vermutet wird, sollen Zahlungen offen gelegt werden, damit die Öffentlichkeit sie kontrollieren kann. Politik ist aber auch strategisches Handeln, totale Transparenz lähmt sie. Anstelle der wegbrechenden moralischen Instanz tritt die Transparenz, »als neuer gesellschaftlicher Imperativ«, wie Han schreibt. So wie wir uns nach dem Prinzip der Leistungsgesellschaft freiwillig und effektiv selbst ausbeuten, leuchten wir uns selbst aus und ermöglichen anderen die Kontrolle unserer Aktivitäten. Kein Überwachungsstaat ist dafür nötig, wir tun es aus eigenem Antrieb und empfinden es paradoxerweise als Freiheit. \

INTERVIEW: KRISTINA OHMEN

### HACKING LULEÅ.

Eine Stückentwicklung von Konradin Kunze und dem Ensemble Es spielen Hermann Book, Angelina Häntsch, Jonathan Müller, Johannes Nehlsen, Christine Ochsenhofer, Florens Schmidt. Uraufführung 6. Dezember 2012. Weitere Termine 8., 17. und 18. Dezember 2012, 9., 10. und 26. Januar 2013, 4., 5., 27. und 28. Februar 2013

NEWS

### BAUARBEITEN IM GROSSEN HAUS

## »Das ist schon einzigartig hier.«

**H**ans-Joachim Rau heißt seit Frühsommer 2012 der wichtigste Mann im Deutschen Schauspielhaus. Nein, er ist nicht der Intendant. Sondern nur der Technische Direktor. Aber was heißt hier nur? In Zeiten der Komplettsanierung ist ein erfahrener, gewissenhafter Typ wie der 56-jährige Schwabe, der seit 2003 am Schauspielhaus arbeitet, Gold wert. Anne-Ev Ustorf sprach mit ihm über den Stand der Bauarbeiten.

**Hawaii** Herr Rau, seit der letzten Spielzeit wird im Schauspielhaus entkernt, gebohrt und gehämmert. Warum die ganze Arbeit?

**Hans-Joachim Rau** In den letzten sieben Jahren hatten wir große technische Probleme auf der Bühne, vor allem mit der Obermaschinerie, der Untermaschinerie und der Drehbühne. Deshalb konnten wir vieles nicht mehr umsetzen. Das war für das Publikum zwar meist nicht wahrnehmbar, weil wir durch technische Improvisation und Kompensationsmechanismen manches möglich machen konnten. Aber diese Notlösungen waren stets aufwändig und teuer. Ein modernes Theaterhaus sieht anders aus.

**Hawaii** Hätte man die alten Maschinen nicht einfach erneuern können?

**Hans-Joachim Rau** Für uns stellte sich grundsätzlich die Frage, ob wir die maroden alten Anlagen einfach austauschen oder eine ernsthafte Anstrengung unternehmen, uns neu in der kulturellen Landschaft Deutschlands zu positionieren. Denn sowohl unsere Ausstattung als auch unsere Bühnengröße entsprechen eigentlich nicht den Ansprüchen des größten deutschen Sprechtheaters. Gerade der Rundbogen vor der Hebebühne hat uns stark eingeschränkt und vieles technisch nicht umsetzbar gemacht – unsere Nutzfläche entsprach dadurch der des Theaters Lübeck. Also lag für uns auf der Hand etwas mehr zu investieren, um das Theater zukunftssicher zu gestalten.

**Hawaii** Wie wollen Sie das erreichen?

**Hans-Joachim Rau** Die Bühne wird entkernt, auch der Rundbogen kommt raus. Dadurch wird die Bühne einen Tick größer und vor allem bedienbarer. Hinter dem historischen Gebäude entsteht dann ein moderner neuer Bühnenturm, der direkt ans alte Gebäude herangebaut wird. Deshalb wird auch die Entfernung der hinteren Außenwand des Bestandsgebäudes notwendig. Die Bühne haben wir schon entkernt, gerade sind wir dabei, neue Treppenhäuser im hinteren Bühnenbereich des Bestandsgebäudes zu bauen, die dann über das historische Gebäude heraus- und in den neuen Bühnenturm hineinragen werden. Dafür mussten wir im Sommer hinter dem historischen Gebäude 18 Meter tiefe Betonpfähle ins Erdreich einlassen und eine dicke Beton-Gründungsplatte darauflegen. Um Weihnachten herum wird man dann auch von außen beobachten können, dass das Haus umgebaut wird.

**Hawaii** Trotz dieser massiven Bauarbeiten spielen Sie im Haus weiter...

**Hans-Joachim Rau** Mir ist kein großes Theater in Deutschland bekannt, dass solch enorme Umbauarbeiten durchgeführt und den Betrieb aufrechterhalten hat. Das ist schon einzigartig. Aber wir wollten auf keinen Fall in irgendeine Halle ausweichen. Zum einen, weil die Identifikation mit unserem Haus sehr groß ist, sowohl für die Mitarbeiter als auch die Zuschauer. Und zum anderen, weil ein Umzug enorm aufwändig gewesen wäre. Allein die Transporte wären wahnsinnig teuer gewesen.

**Hawaii** Die Zuschauer bekommen ja mit dem »Spielfeld« im großen Saal sogar noch ein neues Raumerlebnis geliefert.

**Hans-Joachim Rau** Richtig. Das kommt gut an, viele Zuschauer nehmen gar nicht wahr, dass sie nun ein Stockwerk höher sitzen. Insgesamt kommt das Haus mit den Umbauarbeiten also viel besser zurecht als gedacht. Nun hoffe ich, dass wir mit den Umbauarbeiten im Plan bleiben. Wir wollen ja fertig sein, wenn die zukünftige Intendantin Karin Beier im kommenden Herbst ihre Arbeit aufnimmt. \



Der Mann fürs Entkernen und Umbauen: Hans-Joachim Rau

# Das Treuhand-Prinzip

Die Privatisierungsbehörde als trojanisches Pferd: Anfang der Neunziger begann die Treuhandanstalt mit der Abwicklung der DDR-Wirtschaft. Zwanzig Jahre später ahnen wir, dass der Kapitalismus seinerzeit eine neue Gestalt bekam. Heute bauen politisch abgeschottete, transnationale Institutionen nach Treuhand-Vorbild die europäischen Ökonomien und Demokratien um. Ein Gespräch mit dem Künstler Andreas Siekmann und dem Ökonomen und Autoren Werner Rügemer über die Aktualität eines ökonomischen Modells

**Hawaii** Eine Folge der anhaltenden Banken-, Wirtschafts und Währungs-Krisen seit 2008 ist das allgemeine Gefühl, dass unsere Gesellschaften Geiseln ökonomischer Prozesse sind, die keiner durchblickt. Sie beschäftigen sich – der eine mit künstlerischen, der andere mit journalistischen Mitteln – mit Erklärungs- und Aufklärungstechniken. Warum fällt es uns so schwer, Ökonomie zu begreifen? Ist das alles wirklich so komplex?

**Andreas Siekmann** Wir haben immer weniger eine Vorstellung von den ökonomischen Prozessen, deren Zeugen wir werden. Wenn das Fernsehen etwas über die Deutsche Bank bringt, sehen wir immer einen Kamerascwenk von unten hoch zu den Zwillingstürmen in Frankfurt. Tatsächlich besteht die Deutsche Bank aus 2000 verschiedenen Einzelunternehmen. Oft heißt es, dass die Vorgänge zu komplex sind, um sie darzustellen, und was wir zu sehen bekommen, ist dann die Kassiererin. Die Darstellung von Abwicklungsprozessen wie dem, der 1990 bis 1994 mit der Treuhandanstalt stattgefunden hat, bedient sich meist exemplarischer Betroffener. Am Ende verpasst man vor lauter Betroffenheit, was da eigentlich passiert. Mein Frage als Künstler ist: Wie bekommt man die Monstrosität von Zahlen und Mengen überhaupt in eine Darstellungsform? Und wie weit kann Kunst das als Zeitzeugenschaft darstellen?

**Werner Rügemer** Der Mainstream geht dahin, ökonomische Entscheidungen zu verunklaren und zu anonymisieren. Denken Sie an den diffusen Begriff »die Finanzmärkte«: Alles soll heute davon abhängen, dass diese Finanzmärkte beruhigt werden. Aber niemals erfahren wir, wer oder was damit gemeint ist. Tatsächlich hat die heutige Gesellschaft nichts nötiger, als das zu verstehen und verständlich dargestellt zu bekommen.

Andreas Siekmann hat für seine Arbeit »Verhandlungen unter Zeitdruck« über die Treuhand Piktogramme entwickelt, die auf eine Bildsprache der zwanziger Jahre zurückgehen.

**Andreas Siekmann** Das ist die sogenannte »Wiener Methode«, an der das Institut für Statistik und Wirtschaft in Wien ab 1919 gearbeitet hat – die Künstlergruppe »Kölner Progressive« hat daran mitgewirkt. Es ging darum, ökonomische und wirtschaftspolitische Machtverhältnisse in einer bildlichen Sprache argumentierbar zu halten. Ich wollte den Prozess der Deindustrialisierung der ehemaligen DDR – der ja auch ein mechanischer war – mit dieser mechanistischen Bildsprache übersetzen.

**Hawaii** Inwiefern war die Privatisierung der DDR mechanisch?

**Andreas Siekmann** Es waren insgesamt 13.800 Betriebe innerhalb von dreieinhalb Jahren zu privatisieren – also jeden Tag 10 bis 15 Firmen. Da kann man die einzelnen Betriebe nicht in Augenschein nehmen. Man hat das vom Schreibtisch aus und mit – sehr fragwürdigen – Bewertungskriterien gemacht. Die Firmen haben Noten von Eins bis Sechs bekommen und danach hat man entschieden, was saniert, abgewickelt, privatisiert oder per Beschäftigungsprogramm gehalten wurde. Also im Grunde ein mechanischer Prozess.

**Hawaii** Kann man sagen, dass mit der Treuhand eine Art Depolitisation der Entscheidungsfindung stattgefunden hat?

**Werner Rügemer** Ja. Man schuf eine ausgegliederte Institution und überließ ihr die Abwicklung, so dass die Parlamente nichts mehr zu sagen haben. Die Investoren und ihre Berater konnten so abgeschottet von der Öffentlichkeit agieren – und die Aufgabe der Politik war es, das zu garantieren.

**Andreas Siekmann** Im Ursprung ging die Einrichtung der Treuhand auf eine Idee zurück, die sich aus dem Neuen Forum und der Bürgerrechtsbewegung entwickelt hat. Die wollten das Volkseigentum Realität werden lassen. In der DDR hieß es ja nur so – de facto gehörte alles der Partei. Das ehemalige DDR-Volkseigentum sollte über Anteilsscheine an die Bürger vergesellschaftet werden.

**Werner Rügemer** Das sah natürlich volksnah aus – und mach-

**Werner Rügemer**, Jahrgang 1941, ist Journalist, Ökonom und Philosoph und hat sich mit investigativen Recherchen zum sogenannten »Kölner Klüngel«, zu Korruption, Wirtschaftskriminalität und Privatisierung öffentlichen Eigentums einen Namen gemacht. Zuletzt veröffentlichte Rügemer das Buch »Ratingagenturen – Einblicke in die Kapitalmacht der Gegenwart« (Transcript, 200 Seiten, 18,80 Euro)

**Andreas Siekmann**, Jahrgang 1961, ist Künstler und hat sich in seinen Arbeiten immer wieder mit politischer Ökonomie, Stadtraum und Prozessen der Privatisierung auseinandergesetzt. Er war zur Documenta 11 (2002) und Documenta 12 (2007) eingeladen. Zwischen 2005 und 2008 erstellte er seine Arbeit »Treuhand und die unsichtbare Hand«. 2010 kuratierte er gemeinsam mit Alice Creischer im Haus der Kulturen der Welt in Berlin die hochgelobte Ausstellung »Das Potosí-Prinzip« über den bolivianischen Silberberg und den Ursprung der europäischen Moderne.

te es der Treuhand leichter, die Zustimmung von Bürgern und Politikern zu bekommen. Das Treuhandgesetz des Bundestages klang dann schon anders – und die Praxis war noch mal eine andere. Man schuf, vier Wochen nach Verabschiedung des Treuhandgesetzes, neben den beiden Leitungsgremien – dem Verwaltungsrat und dem Vorstand – unter der Hand und mit Zustimmung des Bundeskanzleramtes ein neues Gremium: Der sogenannte Leitungsausschuss. Der war mit Beratungsunternehmen wie KPMG oder Roland Berger besetzt.

**Andreas Siekmann** Im Treuhandgesetz gab es immerhin noch den Passus, demzufolge das Betriebsvermögen, was nach einer Sanierung übrig geblieben ist, als Anteilsscheine an die Belegschaften auszugeben ist. Das war aber eine Tröstung in den St.-Nimmerleinstag. Statt die Betriebe zu retten, hat man sie schnell unter Wert verkauft, also gab's keine Betriebe und folglich keine Anteilsscheine. Damit war das, was von den Bürgerrechts-Forderungen noch übrig geblieben war, auch perdu. Zumal bei der Wahl im März 1990 die Bürgerbewegungen nicht mal fünf Prozent der Stimmen erhielten – danach hatten sie kein Gewicht mehr und mussten nicht mehr gefragt werden. Die wenigen emanzipatorischen Kräfte, die es in der DDR gegeben hat, sind in diesen Prozessen herausgefiltert worden. Alle dachten, sie könnten jetzt auf eigene Kraft ihr Glück im westlichen System machen und bräuchten keine Solidarstrukturen mehr.

**Hawaii** Ist die Privatisierung der DDR eine historische Episode, oder wirkt sie nach? In der aktuellen Schuldenkrise hat die EU-Troika der griechischen Regierung die Einrichtung einer Privatisierungsinstitution nach Treuhand-Vorbild aufgedrückt...

**Werner Rügemer** Man hat aus politischem Kalkül vermieden, diese Privatisierungsbehörde in Griechenland auch Treuhand zu nennen – aber sie verfährt nach exakt diesem Muster. Man hat ihr den gesamten Besitz an öffentlichen Unternehmen übertragen – Häfen, Telefongesellschaften, Krankenhäuser, Eisenbahnnetz, Straßen – und nun soll sie möglichst schnell damit 50 Milliarden Euro erwirtschaften um den Schuldendruck zu lindern. Das Muster, wie man sich betriebliches Eigentum, Arbeitsplätze und Grundstücke in einer kapitalistisch noch nicht vollständig erschlossenen Gesellschaft angeeignet, lebt weiter fort. Nach der ehemaligen DDR hat man es auch auf die BRD übertragen, den ehemaligen Westteil – etwa wenn Städte ihre Stadtwerke an große Energiekonzerne verkauft haben.

**Hawaii** Apropos »Verhandlungen unter Zeitdruck«: Wie wichtig ist der Zeitdruck in solchen Privatisierungsprozessen?

**Werner Rügemer** Wenn unter Zeitdruck verhandelt wird, nützt das dem Käufer – der Verkäufer steht unter Druck und der Preis

sinkt. Das zentrale Motto war damals: Privatisieren geht vor sanieren. Den gleichen Prozess haben Sie heute in Griechenland: Man will öffentliches Gut verkaufen – und was volkswirtschaftlich dabei herauskommt, wieviel Arbeitslosigkeit und Armut dadurch entsteht, ist sekundär.

**Andreas Siekmann** Die DDR war ja schon vorher der Sweatshop des Westens – man hat etwa Billy-Regale für Ikea hergestellt. In den Verhandlungen mit der Treuhand haben die westlichen Investoren auch immer mit dem aufkommenden China-Geschäft gewinkt. Nach dem Motto: Wenn die Treuhand uns nicht mit ABM-Maßnahmen, Sanierungskonzepten und Zuwendungen entgegen kommt, gehen wir halt nach China.

**Hawaii** Will heißen: Was wir damals in der Transformation der realsozialistischen Planwirtschaften erlebt haben, ist eine neue Art von Kapitalismus?

**Andreas Siekmann** Ja. Die Politik der Treuhand bedeutete einen ökonomischen Paradigmenwechsel – weg von der sogenannten Deutschland AG hin zu einem optionalen Investitionskapitalismus.

**Werner Rügemer** Mit der Treuhand kamen auch erstmalig neue Akteure auf den europäischen Markt – wie z.B. die US-Investmentbanken Morgan Stanley und auch weltweit tätige Beratungsunternehmen wie PricewaterhouseCoopers oder KPMG.

**Andreas Siekmann** Nur einmal eine Zahl zu nennen: Die Treuhandanstalt hat damals pro Tag neun Millionen für Beraterhonorare ausgegeben. Pro Tag!

**Werner Rügemer** Und diese Berater definieren bis heute die Politik etwa der ausgegliederten EU-Institutionen mit. Zum Beispiel beim ESM, dem europäischen Stabilitätsmechanismus. Der kann 500 Milliarden Euro durch Schuldenaufnahme generieren – ohne sich dabei von demokratischen Institutionen kontrollieren lassen zu müssen. Der ESM ist qua Statut gegen staatliche oder gesetzgeberische Eingriffe immun – es steht dort ausdrücklich, dass keine Razzien stattfinden dürfen. Die Beschäftigten des ESM führen sogar die Steuern auf ihre Gehälter direkt an die Institution ab – daran sehen sie den enormen Grad der Abschottung. Viele der Treuhand-Berater von damals sind auch heute dabei.

**Hawaii** Zwanzig Jahre nach den Treuhand-Erfahrungen scheint das identische Privatisierungsmodell im europäischen Maßstab durchsetzbar zu sein. Warum rebellieren so wenige dagegen?

**Werner Rügemer** Es gibt eine ganz disparate Handlungsstruktur in der Bevölkerung. Die Leute wählen mehrheitlich Merkel, aber wenn Sie einzelne Sachfragen stellen, äußern sie sich überwiegend gegen Privatisierungen oder Ausgliederungen. Da kommen ganz andere Sachen raus, als wenn Sie fragen, wer der beliebteste Politiker ist. Was meinen Sie, was das für eine Dynamik ergäbe, wenn Umfragen zu Sach-

fragen regelmäßig durchgeführt und das in der Tagesschau publik würde! Wir hätten eine andere Republik!

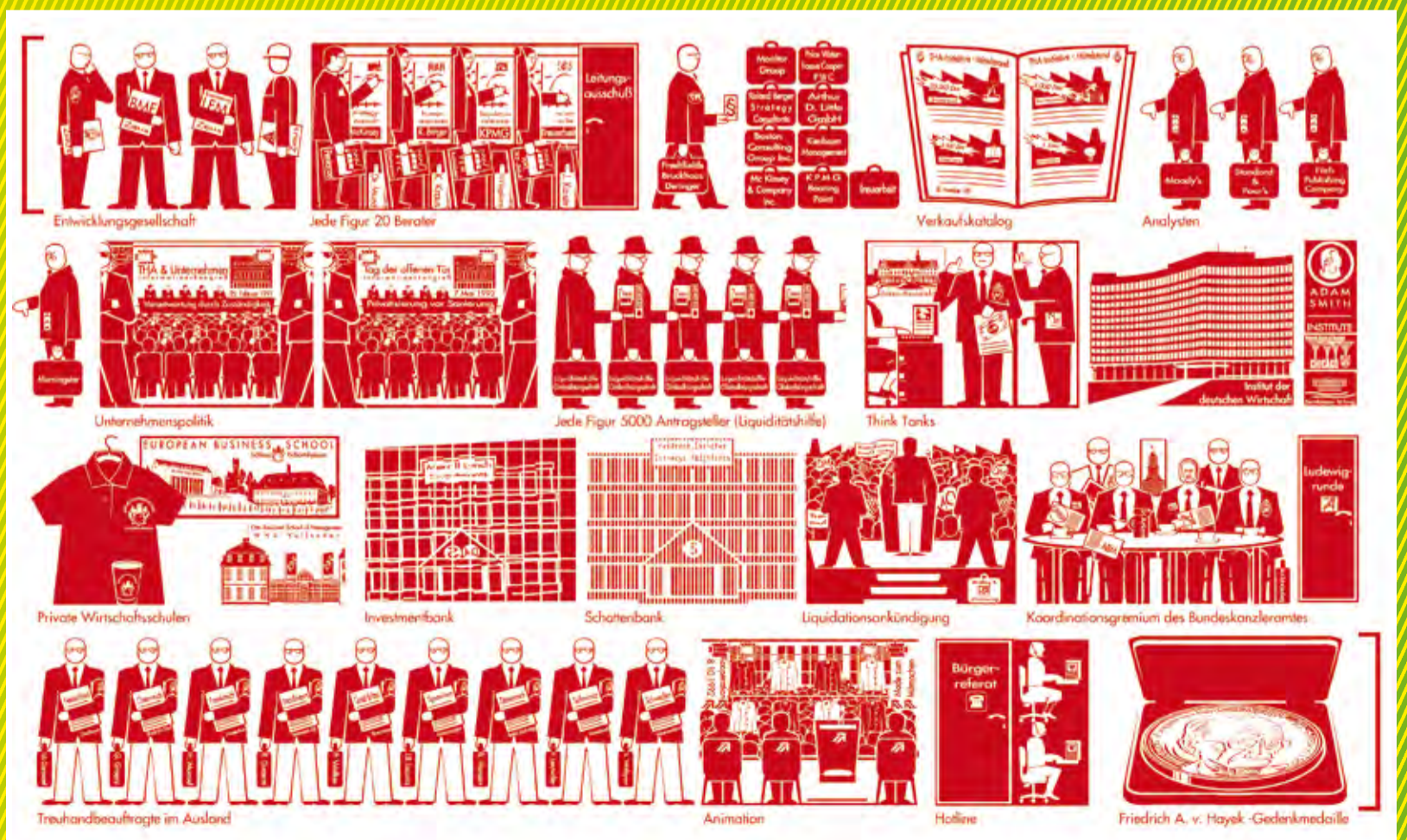
**Andreas Siekmann** Mich interessiert das mechanische Denken und die Frage, warum alle damit so einverstanden sind. Im Falle der Treuhand haben meine Recherchen ergeben, dass Think Tanks enormen Einfluss hatten – oftmals vertreten durch die sogenannten »jungen Hirsche«. So nannte man die Referatsleiter der Treuhand-Direktoren, die bei der Privatisierung dabei waren. Die hatten eine extrem hohe Fluktuation, weil sie relativ schnell von der Treuhand zu den Firmen wechselten, für die sie gerade ein Schnäppchen, eine lukrative Betriebserweiterung gemacht hatten. Die Leute kamen häufig aus solchen Think Tanks, aus privaten Business-Schools, wo diese Ideologie der neoliberalen ökonomischen Mechanik gelehrt wird. Dass bei diesem Modell ganze Generationen verarmen – in Spanien haben wir z.B. derzeit über 50 Prozent Jugend-Arbeitslosigkeit – spielt in deren Denken keine Rolle. Da agiert man in Zwanzig-Jahre-Schritten.

**Hawaii** Wo können Künstler in dieser Diskurshierarchie stehen? Sind Arbeiten wie die Ihrigen Gegenöffentlichkeit? Gegendiskurs? Subversion?

**Andreas Siekmann** Kunst ist auch Zeitzeugenschaft. Wenn ich etwa ein Bild sehe, wie das Gemälde »Die Übergabe von Breda« von Diego Velázquez, in der der niederländische Kommandant dem spanischen Granden die Stadtschlüssel übergibt – das ist natürlich ein Zeitzeugnis historischer Ereignisse. Kunst braucht diese Art von Zeitzeugenschaft – für mich ist es wichtig, diesen Raum herzustellen, der historische Momente und Prozesse festhält. Die politische Bühne Kunst ist ein Möglichkeitsraum, um solche Dinge zu verhandeln. Gerade weil Kunst heute gerne eine Schlagseite in Richtung Celebrity-Gesellschaft hat und oftmals nur noch Teil einer Yellow-Press-Story ist. \\\

Das Interview ist eine bearbeitete Version eines Gesprächs, das Siekmann und Rügemer am 30. September 2012 im Museum Abteiberg in Mönchengladbach anlässlich der Ausstellung »Andreas Siekmann – Verhandlungen unter Zeitdruck« führten.

Andreas Siekmann // Details aus »Faustpfand, Treuhand und die unsichtbare Hand« // 2005–2008





»Aufdecken« – Video-Installation mit einem Sample aus dem Song »To Reveal« der Blackmetal Band Wolves in the Throne Room. Mit seiner Installation inszeniert Malte Struck einen geschlossenen Ort, dessen Erscheinung auf den »Red Room« aus David Lynch's »Twin Peaks« zurückgeht. In seinem Inneren wird der Betrachter Zeuge eines Weihe-Rituals, bei dem Urin und Bier ein Kleidungsstück in eine symbolische Rüstung verwandeln. Eine junge Dame führt das Ritual in einer mythischen, fast schon kitschig aufgeladenen Naturkulisse durch, sie ersetzt das Bier durch Champagner. Das Zentrum des Geschehens ist beherrscht von einer Steinanordnung, die auf die Ruine einer kultischen Stätte hinweist. Aus der Weihe wird mit der Dauer der Aktion eine Entweihung.

**Malte Struck // »Aufdecken« // 2012 // Video-Installation (Mixed Media, Maße variabel, Video: 10.24 Minuten, geloopt)**

Malte Struck, geboren 1981 in Braunschweig, studierte an der Hochschule für Bildende Künste Braunschweig bei Walter Dahn, Christoph Schlingensiefel und Guy Bener. Er ist Gründer und Vorsitzender des Kunstvereins St. Pauli. In seiner Arbeit geht es oft um die Durchdringung eines ideologisch geschlossenen Systems – Struck nutzt immer wieder extreme Spielarten der Metal-Rockkultur als Referenz für die Auseinandersetzung mit Stereotypen. In Bildern, Objekten, Videoarbeiten und Installationen beziehen sich Materialien wie Schweineblut und Mullbinden auf einen tradierten Habitus um Männlichkeit und Kampfeswillen, Tod und Verzweiflung. Einzel- und Gruppenausstellungen u.a. in Hamburg, Wolfsburg, Köln, Delmenhorst, Frankfurt a. M., Düsseldorf und Prag. Lebt und arbeitet in Hamburg.





Christoph Faulhabers Projekt »Palau« ist eine Intervention in den Diskurs von Terror, Überwachung und Inhaftierung, der seit 9/11 die Welt-politik prägt. 2009 stellte Faulhaber ein Bau-schild für das »Guantánamo Allocation Center« und einen Container zur Aufnahme von Häftlingen aus dem US-Gefangenenlager in der Hafencity auf. 2010 drehte er einen Film über muslimische Uigu-ren aus Westchina, die jahrelang in Guantánamo

inhaftiert waren – pakistanische Kopfgeldjäger hatten sie auf der Flucht aus China aufgegriffen und dem US-Militär als islamistische Terroris-ten verkauft. Die insgesamt 22 Uiguren sollten eigentlich nach Deutschland entlassen werden – in China hätte ihnen politische Verfolgung ge-droht. Als die CDU/FDP-Regierung die Aufnahme verweigerte, musste man die Ex-Guantánamo-In-sassen auf andere Länder verteilen. Sechs von

ihnen leben nun in Palau, eine Südseeinsel, die bis 1914 deutsche Kolonie war. Faulhaber besuch-te die Insel mit der Kamera und interviewte den Präsidenten. Im chinesischen Replika-Künstler-viertel Dafen, wo etwa 50 Prozent der Ölbilder weltweit produziert werden, gab er Porträts der sechs ehemaligen Guantánamo-Häftlinge in Auf-trag, um sie »zumindest im Bild in China wieder-auferstehen zu lassen«, wie Faulhaber sagt.

Christoph Faulhaber // Sechs Porträts aus »Palau Triptychon« // 2010/2011 // Öl auf Leinwand

Christoph Faulhaber, Jahrgang 1972, ist ein Künstler, dessen Arbeiten oft komplexe Projekte sind. In seinen Projekten untersucht er immer wieder den öffentlichen Raum und seine Grenzen. Er zeigt diesen als umkämpften Bereich widerstreitender Interessen, als Ort der Überschneidung privater und politischer Begegnung, als Bühne für die Auseinandersetzung mit der Herrschaft des Bildes. 2005 etwa gründete er mit Lukasz Chrobok den fiktiven Sicherheitsdienst »Mister Security«, der Botschaften und Konsulate der USA in Deutschland und Polen überwachte. Während eines New York-Aufenthalts geriet er wegen dieser Arbeit in das Fadenkreuz des FBI – worauf ihm das Kunsthaus Location One und das Land Rheinland Pfalz ein Aufenthaltsstipendium entzogen. Derzeit arbeitet er u.a. in Zürich an einer langfristigen sozialen Skulptur: Mit dem von der Genossenschaft Kalkbreite für »Kunst am Bau« vorgesehenen Budget in Höhe von 240.000 CHF werden Mitgliedsanteile an anderen Baugenossenschaften gezeichnet. Nach 24 Jahren steht das Geld, zweckgebunden für Kunst-und-Bau, wieder zur Verfügung. In der Zwischenzeit gehen Genossenschaft und Künstler eine Art Tausch ein: Der Künstler erhält die eventuell anfallenden Ausschüttungen und bringt im Gegenzug ein Zwölftel seines jährlichen Schaffens in die Genossenschaft ein.



**diceindustries // »Gentlyfication« // 2010 // Collage // 55 x 35 cm**

Der Künstler diceindustries, Jahrgang 1970, lebt und arbeitet in Hamburg. Er ist Vorstandsmitglied des Kunst- und Kulturvereins Linda und Gründungsmitglied des Kunstvereins 2025. Seine Collagen bedienen sich der Linienwelt aus Malbuch oder Comicheft. Die Strukturen scheinen vertraut, ihre Bedeutungen verlieren sich allerdings in der Gesamtheit des Bildes. »Es sind verwischte Spuren popkultureller Einflüsse und mediokrer Bilderwelten, die uns seit Kindesbeinen an verfolgen«, schreibt diceindustries über die Idiosynkrasie seiner Arbeiten. »Nicht das Bild ist es, das hier dekonstruiert wird, sondern seine Lesbarkeit.« Seine Arbeiten wurden unter anderem in Berlin, Wien, Luzern, Lissabon und Nanjing ausgestellt.

# In der großen Auflösung

Der Genosse Sekretär ist zurückgetreten. Nichts läuft mehr nach Plan. Die Stimmung in den Ministerien ist geprägt von einer tiefen Verachtung gegen die eigene Bevölkerung. Die jüngeren Mitarbeiter sind intensiv damit befasst, ihre Zukunft vorzubereiten: Ein Ausschnitt aus Oliver Klucks neuem Text »Männer Frauen Arbeit«, der am 7. Dezember im Schauspielhaus uraufgeführt wird.

Im Referat wird nur noch Blödsinn gemacht. Die Leute kommen und gehen, wie es ihnen passt. Stellt man eine berechnete Frage, erhält man eine unangemessene Antwort, wie man sie nicht gerne hört. Die Sekretärin Soundso raucht in ihre Blumentöpfe, gestern fuhr sie sich mit einem Deoroller über die Zunge, in der Hoffnung, ihr Trunkenheitszustand würde unentdeckt bleiben. Wird die Dame nach Hause geschickt, fängt die Dame an, über mindestens fünf Oktaven herumzukreischen (sie würde sich von mir überhaupt nichts mehr sagen lassen). Fordert man die fristgerechte Erfüllung anstehender Aufgaben, fangen die Leute an herumzukreischen, die Zeiten, in denen sie sich etwas sagen ließen, seien ein für alle Male vorbei und so weiter und so weiter.

Wenn sie denn überhaupt entsteht, entsteht die Revolte nicht dadurch, dass die Leute aus berechtigtem Anlass die Änderung einer bestehenden Ordnung fordern. Die Revolte entsteht, wenn die Leute der Meinung sind, sie müssen nicht viel, bisweilen gar nichts tun, vielleicht könnte das Notwendige auch jemand anderes für sie erledigen, das wäre ja auch nicht schlecht, dann könnte man, sagen wir mal: morgens einfach liegen bleiben. Nichts anderes ist es, als Provokation. Wie selbstverständlich recken sie ihre Schöße. An Lust ist nicht zu denken, an Freude am Verkehr. Das mit ihnen schlafen, um sie nicht reden zu hören. Was zu sagen war, ist gesagt, was zu besprechen war, ist besprochen.

Der Staat (»mein Staat«), hat sich selber abgeschafft. Das Referat befindet sich in der Auflösung, die

Abteilung wird es in wenigen Wochen nicht mehr geben. Die Arbeit vieler Jahre wird ohne Ergebnis beendet. Als Ergebnis wird das Beenden, die Abwicklung des gesamten Hauses betrachtet.

Die neuen Herrscher zahlen an alle (hauptamtlichen) Mitarbeiter erstaunlich hohe Abfindungsbeträge. Wer hätte das gedacht? Noch vor ein paar Wochen sah es so aus, als ob uns allen der Prozess gemacht würde. In der Kantine hieß es, dass wir, in Hubschrauber verladen, auch Flugzeuge, aus großer Höhe über dem Meer in das Meer geworfen würden. Nicht wenige hatten sich in hochwertige Landesteile abgesetzt, die ersten kommen nun zurück. Von Missverständnissen ist die Rede, von allgemeinen Neuordnungsprozessen, von besonderen Situationen, die keiner habe voraussehen können. Die Abfindungen erreichen nicht selten ein Vielfaches des vorher gezahlten Jahresgehaltes, einige Kollegen sehen sich gar in die Lage versetzt, ihren Lebensunterhalt zukünftig von Zinserträgen bestreiten zu können.

Die Stimmung in den Referaten als auch im Ministerium selbst ist einerseits geprägt von einer wenn man so will: tiefen Verachtung gegen die eigene Bevölkerung, andererseits von einer nie da gewesenen Euphorie, dem dringenden Wunsch nach Veränderung. Insbesondere die jüngeren Mitarbeiter, die Referendare, Anwärter und Assistenten sind intensiv damit befasst, ihre Zukunft vorzubereiten. Ein wissenschaftlicher Mitarbeiter erklärt, er habe eine Passdruckmaschine, die wir damals unter größten Anstrengungen am Embargo vorbei über die Schweiz in das

## Oliver Kluck

arbeitet als Autor, seine Texte »Warteraum Zukunft« und »Leben und Erben« wurden am Schauspielhaus uraufgeführt. Der abgedruckte Text ist eine Szene aus seinem aktuellen Werk »Männer Frauen Arbeit« (Uraufführung: 7. Dezember 2012). Hier in Ausschnitten, was Kluck über sein Leben und seine Herkunft schreibt: »Geboren im April 1980 in Bergen auf der Insel Rügen, Nordostdeutschland / aufgewachsen in Stralsund, Kreisstadt zwischen Rostock und Stettin gelegen, Feld- und Wiesengebiet, lebt vor allem von Erinnerung an Zeiten, Hansezeit und so weiter, ausgeprägter Bürgergehorsam, Gefolgsgebiet, keinerlei wesentliche Industrieproduktion, keinerlei Anteil an den Umbrüchen von 1989/1990, seitdem Wahlkreis von Angela Merkel (Physikerin), umfangreiche Fassadensanierungen, Übertragung und Verkauf von großen Teilen der Stadt, zumeist an Investoren und Privatpersonen aus der BRD / Empfehlung für die Hauptschule, Besuch der Realschule, mehrfacher Schulwechsel, regelmäßiger Empfang von körperlicher Gewalt durch Mitschüler, tägliches Erleben von Anpassungshaltungen und Angst, kaum Zugang zum Unterrichtsstoff, durchschnittlicher Abschluss / Beginn einer Lehrausbildung, Facharbeiterbrief Wasserbauer, ein Jahr Arbeit als Geselle, danach Grundwehrdienst, Fachoberschule Wirtschaft, Studium Ingenieurwissenschaft, Aushändigung des Vordiploms nach einem außergerichtlichen Vergleich mit der Hochschule, Exmatrikulation durch die Hochschule »auf eigenen Wunsch« / Aufnahme Studium Literarisches Schreiben an der Universität Leipzig, B.A. of Arts (»Prosa im Umfang von mindestens achtzig Normseiten«) / seit 2002 Anlegen umfangreicher Stoffsammlungen und Notizen, seit 2009 Arbeit als freier Schriftsteller / Ständiges Abbrennen, Umzüge aufgrund von Empfindlichkeiten, zumeist gegen Lärm jeglicher Art, Nachbarn. Keine feste Partnerschaft, gelegentliche Bekanntschaften, eine längere Fernbeziehung, teilweise Phasen kompletter Verrohung / Theatertantiemen, etwa 700 Euro/Monat netto, Preisgelder, selten Stipendien. Seit 2009: Abkehr von Kultur und Kreativität. Gerne gelesen: Goetz, Kluge, Brinkmann, Lentz.«

## Männer Frauen Arbeit von Oliver Kluck

Regie Markus Heinzelmann

Bühne Gregor Wickert, Kostüme Gwendolyn Bahr, Video

Matthias Huser, Musik Viktor Marek

Es spielen Stefan Haschke, Juliane Koren, Hedi Kriegeskotte, Viktor Marek, Julia Riedler, Tristan Seith, Saskia Taeger, Jürgen Uter, Samuel Weiss

Uraufführung 7. Dezember 2012, 20.00 Uhr, Spielfeld

Weitere Vorstellungen 11. und 15. Dezember 2012,

5., 17. und 26. Januar 2013, 3. Februar 2013

Land gebracht hatten, in eine eilig angemietete Privatwohnung schaffen lassen. Er habe sich an einer Kunsthochschule für ein Kunststudium beworben. Für seine Bewerbungsmappe habe er Reisepässe für sämtliche Mitglieder der Prüfungskommission gefertigt, auch Führerscheine, Geburtsurkunden, Grundbuchauszüge. Sein eigenes Diplom sei bereits in Arbeit.

Vor dem Haus sind mithilfe von Linien Stellplätze für Kraftwagen markiert. Seit der Bewohnung der Häuser haben sich die Bewohner an diese Markierungen gehalten. Mit dem Untergang des Landes und seiner Ordnung stellt sich ein Zustand der Unordnung ein. Die Autos werden nun nicht mehr nach den Linien ausgerichtet, sondern nach philosophischen Aspekten. Nachdem es mehrfach zu Schlägereien kommt, einige der Autos beschädigt werden, andere niederbrennen, entscheidet die Hausverwaltung, die Parkflächen zu privatisieren, die Stellplätze an seine bisherigen Nutzer zu vermieten. Meine Nachbarn begrüßen diese Maßnahme ausdrücklich. Sie glauben tatsächlich, dass die Zeit der Möglichkeiten durch eine Zeit der Vereinbarungen abgelöst wird.

Die Frage an den sogenannten guten Freund, »warum denn alle Männer tatsächlich derartige Schweine seien«. Ja, warum denn nur? Ha, ha, ha, und wo bleibt die Begeisterung für die Sache? Warum nicht mal mit Freude als guter Freund auch ihren nächsten Umzug mittragen (aus dem Dach ins Dachgeschoss, Waschmaschine, Klavier, ihr Bett, in dem sie mit allen anderen schlief), Wände streichen, die nachher aussehen wie vorher, Küchen aufbauen, in denen niemals gekocht wird, warum nicht in Wohnungen einziehen, aus denen man gleich wieder ausziehen darf (was für ein Spaß!), warum nicht Kredite beantragen, die man alleine niemals beantragt hätte, warum nicht ein Haus bauen, damit jemand anderes darin wohnen kann (und sich trotzdem freuen!), warum nicht mal freundlich sein, sich zivilisiert benehmen und für alles Verständnis zeigen, als ob es nicht Schlimmeres gäbe, als der Idiot zu sein.

Von wegen Problem! Es gibt kein Problem, die Verhältnisse sind geklärt. Das muss man irgendwann einsehen. Ausbeutung, Unterdrückung und Verrat, es wird ohnehin auf eine Kollektivhaftung hinauslaufen, wieso also sich aufreiben? Warum Aussagen präzisieren, nur weil sie unpräzise sind? Wofür Nachweise erbringen, gegen Behauptungen, für die es keinen Nachweis gibt? Warum weiterhin Fragen mit Antworten verwechseln? Warum sich weiterhin unmöglich machen? Warum bleiben, wo längst klar ist, dass es besser ist zu gehen. Troja ist überwunden. Von wegen entführt! Lassen wir Helena und all die anderen Mittelschülerinnen wo sie sind! Sollen sie sehen, wie sie klarkommen! \\\

# Loungemaschinen

Hugh Hefner als Utopist des Home Office: Eine Wiederentdeckung.

Ausgerechnet der »Playboy«-Gründer, den man heute nur noch als wunderlichen Viagra-Greis im Kreise platinblonder Frauen kennt, kommt zu neuen Ehren. Ein feministischer Essay erklärt ihn zum Avantgardisten von Gentrifizierung und Multimedia-Kapitalismus.

Ein Dokumentarfilm macht ihn zum Bürgerrechtler und Rebellen. Das Interessante ist: Beide haben Recht. Von Christoph Twickel

**H**ugh Hefner im Seiden-Pyjama auf dem Rundbett – telefonierend, umgeben von Post, Fotomaterial, Aktenordnern. Ein afroamerikanischer Hausdiener reicht ihm Fingerfood. Hugh Hefner an der Schreibmaschine in der Lobby eines Playboy-Clubs, umgeben von jungen Frauen im Bunny-Kostüm. Hugh Hefner Pfeife rauchend auf dem Teppichboden zwischen Wohnzimmer und Wendeltreppe, wie er gerade Fotomaterial und Artikel ordnet: Fotos, die aus einem der interessantesten Bücher stammen, das in den letzten Jahren über Macht, Sexualität und Architektur geschrieben wurde: Es heißt »Pornotopia«, stammt aus der Feder der spanischen Queer-Theoretikerin Beatriz Preciado und beschäftigt sich mit den architektonischen Konzepten, die Hugh Hefner für sein »Playboy«-Universum erdacht hat. Die Pornographie des Playboy ist laut Preciado ein »Mechanismus, der das Private öffentlich produzieren und Häuslichkeit in ein Spektakel verwandeln« konnte. Hefners Jungesellen-Apartment, seine Playboy-Villen und -Clubs erschufen »mittels medialer Dauerpräsenz« eine »neue erotische Utopie für das Volk.«

In den USA der Fünfziger flüchtet die weiße Mittelschicht aus den urbanen Zentren. Das Lebensmodell des Reihenhauses mit Garage und Garten setzt sich durch. Der Bau der Vorstädte und der Autobahnen, die ihre Männer zu ihren Arbeitsplätzen bringen, die neuen Konsumgewohnheiten der von Etagenbewohnern zu Hausbesitzern gewordenen Familien – all das wirkt wie ein gigantisches Konjunkturprogramm. Gleichzeitig bringt die Neuordnung des urbanen Raums eine nie dagewesene Geschlechter-, Rassen- und Klassen-Segregation mit sich: Die Männer drängen mit ihrer Rückkehr aus dem Krieg die Frauen aus dem Berufsleben und in die Vorstadt-Enklaven, zu Heim und Kindern. In den vom Wohlfahrtsstaat verlas-

senen urbanen Zentren muss sich die afroamerikanische und Latino-Bevölkerung als Ghettobewohnerschaft überwachen und schürfeln lassen. Der McCarthyismus schließlich verfolgt Homosexuelle und vermeintliche Kommunisten als »unamerikanisch.«

Aus dieser segregierten, christlich-konservativen Welt bricht Hefner aus: Er will sich und seinesgleichen – also den weißen, heterosexuellen Mann – aus der Vorstadt befreien. Beim Versuch, die rigide Moral der Nachkriegs-USA abzuschütteln, aber auch die emanzipatorischen Ansprüche der Frauenbewegung, zieht es den Playboy-Jungesellen in die Innenstadt. Er macht damit genau die Gegenbewegung zum damaligen Mainstream des »urban sprawl«. Die architektonische Nachkriegsmoderne drängte auf die funktionale Trennung von Arbeit, Freizeit und Wohnen: Auf breiten Autopisten sollten die modernen Städte vom Heim ins Büro, zu den Sportstätten und Shopping-Malls fahren können.

Im »Playboy Penthouse-Apartment« von 1956 und ein paar Jahre später in der Chicagoer Playboy Mansion, jedoch geschieht das genaue Gegenteil: Mitten in der Stadt sollen Arbeit und Freizeit, Privates und Berufliches, Alltag und Ausschweifung ineinanderfließen. Nicht nur für den Chef, sondern auch für eine Angestellte: Charlene Edith Karalus, die erste Frau, die sich im Juli 1955 als »Playmate des Monats« auszieht, ist sowohl eine Mitarbeiterin aus der Abonnement-Abteilung als auch Hefners Geliebte. »Sie ist so effizient wie gutaussehend« heißt es in der Bildunterschrift. Statt eines Honorars für die Nacktfotos forderte sie von ihrem Lover/Chef eine Adressier-Maschine, die ihr die Arbeit erleichtern sollte.

**I**n der Playboy Mansion in Chicago schwimmt die »Grenze zwischen Arbeit und Sex, zwischen öffentlich und privat« noch weiter. Die Playboy-Bun-

nies, die im labyrinthischen ersten und zweiten Stock der Villa mal Partygäste und mal Hefner und sein Redaktionsteam umsorgen – und oftmals beides zugleich – kommen nicht mehr von Außen zur Arbeit, sondern leben im »Bunny Dorm«: Ein kasernenartiges Mädchenwohnheim im vierten Stock mit Stockbetten und Gemeinschaftsduschen. Durch die Verlagerung der Redaktion in die Mansion reißt Hefner die Grenzen zwischen Wohn- und Arbeitsstätte endgültig nieder. »Mein Arbeitstag hatte ohnehin 36 Stunden. Ich nahm Amphetamine. Wenn ich mitten in der Nacht eine Redaktionskonferenz halten wollte, mussten alle antanzen«, erinnerte er sich gegenüber der Filmemacherin Brigitte Berman.

»Hugh Hefner. Playboy, Activist and Rebel«: Der Titel des Dokumentarfilms verrät bereits, dass die deutschstämmige Filmemacherin Hefners Lebenwerk ganz anders auffasst. Brigitte Berman kehrt die libertäre, politische und widerständige Seite des »Playboy«-Gründers nach oben. Sie erzählt die Geschichte eines in einem strenggläubigen Methodisten-Haushalt aufgewachsenen Jungen, der sich von klein auf in Träume flüchtet – bis er alt und mutig genug ist, sie in die Realität umzusetzen. Für sich – aber auch für alle, die im puritanischen US-Amerika kriminalisiert werden, nur weil sie anders leben.

Der Film berichtet, wie der »Playboy« der Fünfziger den vom McCarthyismus verfolgten Künstlern und Autoren Raum gibt. In den Sechzigern lässt Hefner Black Power-Aktivist, Kriegsgegner und Bürgerrechtler für sich schreiben. In seiner TV-Show »Playboy's Penthouse« (1959–1961) begrüßt er im gediegenen Hausparty-Ambiente Künstler, die im Mainstream-Amerika verfehmt sind. Der Protestbarde Pete Seeger singt zur Gitarre, während die Gäste auf den Sofas die Eiswürfel in den Whiskeygläsern klingen und die Bienen-Frisuren wippen lassen. Als der radikale jüdische Comedian Lenny

Bruce – ein gern gesehener Gast in Hefners Show – 1962 wegen Obszönität auf der Bühne verhaftet wird, besorgt Hefner ihm einen Anwalt.

In Hefners zweiter TV-Show »Playboy After Dark« (1969–70) spielen Country Joe & The Fish ihren Anti-Vietnamkrieg-Song zum ersten Mal im nationalen Fernsehen. Mit seiner »Playboy«-Stiftung unterstützt Hefner Initiativen gegen die Todesstrafe, für Homosexuelle, gegen den Vertrieb von Schusswaffen, für die Legalisierung von Marihuana und gegen das Verbot von Verhütungsmitteln, das bis weit in die Sechziger in den meisten US-Bundesstaaten in Kraft ist. Mit seinem Privatflugzeug »The Big Bunny«, eine schwarz lackierte DC-9, lässt Hefner Kriegswaisen aus Vietnam holen. Im »Playboy« erscheint eine Fotostory, in der leichtbekleidete Bunnies den vietnamesischen Babys auf dem Flug Fläschchen geben.

Natürlich schmeichelt Bermans Film dem Selbstbild des »Playboy«-Patriarchen. Hefner verortet sich selbst gerne als »Avantgarde der sexuellen Revolution« und Schutzpatron des libertär-bürgerrechtlichen Aufbruchs der Sechziger Jahre. Doch diese Patronage war nur möglich, weil die Pornotopien des »Playboy« voller mechanischer Dispositive steckten, die trotz sexueller Revolution und gesellschaftlichem Aufbruch die Vormachtstellung des weißen, heterosexuellen Mannes absichert: Das Sofa, das per Knopfdruck zum Bett wird. Die technisierte Küche, die Hausfrau ersetzt und die Spuren der Völlerei automatisch verschwinden lässt. Die schaufensterartige Verglasung des Jungesellenappartements, die die Stadt zur Kulisse macht. Die Videokameras, die die »Playboy Mansion« einerseits zum vollkommen überwachten Raum, andererseits zur multimedialen Reality-Show macht.

Während die Emanzipationsansprüche der Sechziger heute als wahlweise veraltet oder immerhin halb durchgesetzt gelten, haben die architektonisch-medialen Konzep-

tionen des Hefner-Universums die Zeit überdauert. Als Macht- und Multimedia-Dispositive sprechen sie die Sprache der neuen »flexiblen kapitalistischen Kontroll- und Produktionsformen«, wie Beatriz Preciado schreibt. Ästhetisch ohne Hefner verteidigte in seinem Magazin mit Verve das Design von Eames, Knoll, Borsani oder Saarinen. Heute ist der Retro-Chic der Fünfziger und Sechziger längst zum Mainstream geworden. Die minimalistische Raumökonomie der damaligen Designpioniere hat Einzug in Bäckereiketten und Fitnessstudios gehalten. Die Verloungung der Innenstädte ist so gut wie abgeschlossen. Via Gentrifizierung verschwinden die Holzgetäfelten Kneipen und das Durcheinander von Einzelhändlern zugunsten einer Abfolge von Friseuren, Bäckereien, Cafés und Restaurants, deren Inneneinrichtungen alle – mehr oder minder gelungen – die Idee der retrofuturistischen Lounge aufgreifen. Zeitgemäße Büro-Raumkonzepte folgen ohnehin der Idee des loungigen Übergangsortes: Arbeitsplätze für die deterritorialiserten Laptop-Arbeiter sind heute verglaste Lounge-Landschaften mit Tulpenstühlen und ovalen Tischen, die sich kaum von den Bar-Cafés der Hipsterviertel unterscheiden: Beide sind »shared spaces«, an denen man sich schnell ein- und ausstöp-seln können muss.

Private Leidenschaften, Workoholismus und Multimedialität verschwimmen in den Raumkonzepten unser Cafés, Arbeitsplätze und Home Offices, die einst Wohnung hießen. Bürotürme bekommen Fitness- und Wellness-Etagen, Fitnessstudios richten in der Lobby helle Cafés mit drahtlosem Internet ein. Die Stadtwohnung ist Teil einer Work-Life-Balance-Landschaft: Genau das ist das Versprechen, mit dem die Innenstädte der großen Metropolen die hochflexiblen Gutverdiener der Creative class anlocken. Aufgerüstet mit Überwachungskameras, befreit von Junkies, Obdachlosen, Trinkern und Prostituierten sollen die Szeneviertel allen Ansprüchen der »neuen Urbanisten« genügen: Sie sollen gleichermaßen Amüserviertel, Familienquartier und Arbeitsort sein. Auch hier war Hefner mit seinen »Playboy«-Clubs mitten in den eigentlich verurteilten Zentren der US-amerikanischen Städte visionär: Sie sind die Avantgarde der urbanen »Plug & Play«-Zonen, in die sich unsere Innenstädte verwandelt haben – »bestimmt für den Konsum in einem vollkommen überwachten Raum, unter optimalen Kontroll- und Sicherheitsbedingungen«, wie Beatriz Preciado schreibt. \\\

**Beatriz Preciado:** »Pornotopia. Architektur, Sexualität und Multimedialität im »Playboy««, Wagenbach, 168 Seiten, 24,90 Euro

**Brigitte Berman:** »Hugh Hefner: Playboy, Activist und Rebel«, DVD, 124 Minuten, 16,79 Euro



Till Gerhard // »We can lift anything« // 2012 // Öl auf Leinwand // 200 x 180 cm

Till Gerhard, geboren 1971 in Hamburg, knüpft mit seinen Arbeiten an die Neoromantik an, oft scheinen sie surreale Reminiszenzen an Hippie- und 68er-Welten zu sein, an esoterische oder alternative Lebensformen. »Stets sind es doppelgesichtige Szenarien, die verführerisch und aufklärerisch zugleich eine bifokale Deutbarkeit, ein Einerseits und Andererseits, thematisieren«, schreibt der Kunstwissenschaftler Gunnar F. Gerlach. Einzelausstellungen in Hamburg, Ahrensburg, Berlin, Köln, Düsseldorf, Oslo, Helsinki, Gstaad, New York, Stockholm und Madrid sowie diverse Gruppenausstellungen. Aktuell Teilnahme an der Gruppenausstellung »Politics: Activism at 33 Revolutions« CA2M (Centro de Arte 2 de Mayo) in Madrid. Gerhard lebt und arbeitet in Hamburg.



Stefan Marx // »I'm Sorry« // 2012 // Keramik // Edition von 10

Stefan Marx, geboren 1979 in Schwalmstadt, studierte in Hamburg. Seine Arbeiten schlagen den Bogen zwischen DIY, Clubleben und Fine Art. Marx steckt tief in der Skateboard-Szene, hat sein eigenes T-Shirt-Label, gestaltet Plattencover und Plakate für Smallville Records und produziert seine eigenen Zines, seine Bücher werden von den Schweizer Verlegern Nieves und Rollo-Press verlegt. Sein Medium ist zum größten Teil die Zeichnung. Einzelausstellungen u.a. bei Feinkunst Krüger Hamburg, im Hamburger Kunstverein, verschiedenen Galerien in Frankfurt a. M., Sydney, Melbourne und Tokio sowie Teilnahme an diversen Gruppenausstellungen. Er lebt und arbeitet in Hamburg.



Monika Grzymala // »Raumzeichnung (Bass)«, Detailaufnahme // 2012 // Ephemere Installation, 5 km schwarzes Klebeband // Einzelausstellung Aerial, Galerie Crone Berlin/Ground Floor // Courtesy Monika Grzymala und Galerie Crone

Die Installationskünstlerin Monika Grzymala, 1970 geboren in Zabrze, Polen und seit 1980 in Deutschland, beschäftigt sich in ihrem Werk mit dem Thema der Raumzeichnung. In ihren temporären und ortsspezifischen Interventionen finden Materialien wie eigens handgeschöpfte Papiere, unterschiedliche Klebebänder, sowie in der Landschaft vorgefundene, lineare Objekte Verwendung. Der Moment, wenn Zeichnung in den Raum tritt und die Linie zur Skulptur wird, fasziniert Grzymala, die nach ihrer klassischen Ausbildung zur Steinbildhauerin und Restauratorin an den Kunsthochschulen Karlsruhe, Kassel und Hamburg Bildende Kunst und Bildhauerei studierte. Grzymalas Raumzeichnungen waren in zahlreichen internationalen Ausstellungen zu sehen, unter anderem an der Chinati/Donald Judd Foundation in Marfa, Texas/USA, am MoMA Museum of Modern Art New York/USA und zuletzt in der 18. Biennale of Sydney in Australien. 2013 präsentiert die Künstlerin Einzelprojekte am Arsenal Contemporary Art Center in Montreal/Kanada und The Morgan Library and Museum in New York/USA. Monika Grzymala lebt und arbeitet in Berlin.

Foto Monika Grzymala



Henning Kles // »Odal« // 2011 // Acryl, Bitumenemulsion auf Leinwand // 40 x 30 cm

Henning Kles, geboren 1970 in Hamburg, studierte an der Hochschule für Angewandte Wissenschaften Hamburg, Fachbereich Gestaltung sowie an der Hochschule für Bildende Künste Hamburg bei Werner Büttner (Diplom 2005). Er verwendet oft Bitumen als Grundlage für die Farbgebung – ein Material, das im Straßenbau oder Baugewerbe Verwendung findet. In Kles' Arbeiten erzeugt es Farbvarianten von dunkelbraun bis tiefschwarz. In jüngerer Zeit verbindet er Bitumen und Acryl – ein Übereinanderlegen von feinsten, transparenten, Abstraktion und Figuration vereinigenden Farbschichten. Dem Beschwören einer geheimnisvollen Schattenwelt folgt der Schritt in Richtung einer dunkel getönten, zugleich ins Lichte weisenden Weltaneignung. Einzelausstellungen u.a. in Hamburg, Berlin, Lübeck, Zürich und Los Angeles; Teilnahme an diversen Gruppenausstellungen. Kles arbeitet und lebt in Hamburg.



# Phantome verderben uns das Glück

Wie fiktive Schwache als Handlanger für wirkliche reaktionäre Politik fungieren. Von Robert Pfaller

**A**lles, was wir derzeit an pseudopolitischen Maßnahmen beobachten können, geschieht unter Bezugnahme auf ein Phantom. Dieses Phantom ist immer irgendein namenlos Schwacher, der sich nicht im geringsten behaupten kann. Zum Beispiel ist es der »bildungsferne Student«, der an der Universität leider überfordert ist und dem man deshalb alles vorschreiben und den man von Prüfungstermin zu Prüfungstermin hetzen muss – wahrscheinlich, damit wir dann am Ende pünktliche Philosophen haben. So zerstört man die spezifische Qualität, die Atmosphäre von Freiheit, die universitäres Leben noch bis vor kurzem besaß, auch für bildungsferne Studierende, und macht die Universitäten zu frustrierenden Hamsterrädern für alle Beteiligten. Die meisten Studierenden wirft man dann ohnehin nach wenigen Semesterprüfungen durch sogenannte dropout-Prüfungen wieder hinaus.

Ein weiterer beliebter Kandidat für die Vorstellung namenloser Schwäche war bis vor kurzem das Servierpersonal in den Restaurants. Wegen der Kellnerinnen und Kellner musste man in der Europäischen Union das Rauchen in den Lokalen verbieten – anstatt dass man sich einmal um die meist prekären Entlohnungsbedingungen dieser Berufsgruppe gekümmert hätte. Man hätte schließlich auch Gefahrenzulagen für die Betroffenen beschließen können. Jetzt aber muss das Servierpersonal eben während der Arbeit kurze Pausen machen und verschämt im Hinterhof bei den Mülltonnen rauchen.

Auch die Frauen sind in der postmodernen Vorstellung unendlich schwach, und deswegen müssen wir sie schützen vor jedem beleidigenden Wort oder Bild. Man fragt sich, ob es im Viktorianismus des 19. Jahrhunderts diesbezüglich schlimmer gewesen sein kann.

Gerne halten wir uns beim Phantasieren von Schwäche auch an die Afrikaner: Die müssen wir zum Beispiel sogar davor schützen, dass Mehlspeisen in Wien »Mohr im Hemd« heißen; so etwas können diese Armen auf keinen Fall ertragen. Andere Sorgen haben sie ja bekanntlich nicht.

Ein besonders beliebter Fetisch dieser Art sind die sogenannten »zukünftigen Generationen«. Diese noch ungeborenen Hilflosen lassen sich für vieles benutzen. Eben waren sie noch das letzte Wort in den Debatten um Umweltschutz und Nachhaltigkeit. Jetzt hingegen haben sie ihre Prominenz innerhalb der Finanz- und Schuldenkrise. Wir dürfen doch den nachfolgenden Generationen keine Schulden hinterlassen! Darum müssen überall Sparprogramme verabschiedet werden, die große Teile der Bevölkerung in Armut und Obdachlosigkeit treiben und jegliches Wirtschaftswachstum erdrücken.

Wir lügen uns hier also Phantome zurecht, die politisch unseren Sozialabbau und ethisch unsere individuelle Genussfeindlichkeit rechtfertigen. Was den schwachen Anderen betrifft, setzen alle getroffenen Maßnahmen voraus, dass der Andere völlig hilflos ist, dass seine Hilflosigkeit gut ist und dass man sie bewahren und absichern muss. Dagegen aber muss man in Erinnerung rufen, dass jede wirkliche gesellschaftliche Befreiung immer auf die Stärke des Unterdrückten gebaut hat: »Alle Räder stehen still, wenn unser starker Arm es will.« Niemand ist so schwach, dass er eine solche Gouvernantenpolitik, wie wir sie derzeit erleben, brauchen würde.

Allerdings fühlen sich manche von einer solchen gesellschaftlichen Stimmung des Wohlwollens für namenlose Schwäche angesprochen. Sie folgen dieser Anrufung und beginnen, sich selbst als ebenso schwach und schutzbedürftig zu gerieren (wobei ihnen das

**Robert Pfaller,** Jahrgang 1962, lehrt Philosophie an der Universität für angewandte Kunst Wien. Zur Jahrtausendwende prägte er mit seinem gleichnamigen Buch den Begriff der »Interpassivität« für die Praxis, Genüsse und Handlungen zu delegieren: Kochshows anschauen, statt zu kochen, Bücher vom Fotokopierer einlesen lassen, statt sie zu studieren oder Beziehungen in der TV-Reality-Show verfolgen, statt selbst welche einzugehen. In seinem Buch »Wofür es sich zu leben lohnt« (2011) stellt er der grassierenden Verzichts-Ethik unserer Zeit einen selbstbewussten Materialismus entgegen. Sein aktuelles Buch »Zweite Welten und andere Lebenselexiere« (Fischer Verlag, 274 Seiten, 19,99 Euro), dem unser Text entnommen ist, beschäftigt sich mit postmodernen Identitätspolitiken – also dem Diktat, ganz man selbst zu sein – und geht der Frage nach »wovon wir träumen müssen um etwas Anderes leben zu können.«

Obszöne des Vorgangs mitunter durchaus bewusst ist). Solche gesellschaftlichen Vorgänge hat die Psychoanalyse unter den Begriffen »Gegenübertragung« und »projektive Identifizierung« abgehandelt. Was dem schwachen Anderen – sofern es ihn dank Gegenübertragung und projektiver Identifizierung gibt – wirklich helfen würde, wäre allerdings, gestärkt zu werden. Man könnte ihm sagen: Du wirst es nicht glauben, aber auch du kannst lachen, wenn über dich oder deine Religion Witze gemacht werden. Oder: Wenn du frech angeredet wirst, dann rede eben frech zurück. Das wirst du doch fertigbringen! Etwas weniger Verständnis für Schwäche würde dafür sorgen, dass die Schwachen sich weniger schwach fühlen. Anstatt ihnen das Gefühl zu geben, dass sie nur so lange liebenswert wären, wie sie schwach sind, müsste man ihnen nützen, indem man ihnen signalisiert, dass man sie lieber stark sähe und dass man ihnen die Fähigkeit dazu auch durchaus zutraut – was ja übrigens schon das Minimum an Respekt ist, das man Anderen schuldet.

**D**ie aktuelle Politik der Schwäche hat freilich auch nicht zum Ziel, irgendjemandem zu helfen. Sie nützt zunächst alleine denjenigen, die behaupten, dass sie irgendjemand anderem nützen würde. Diese Behauptenden schaffen sich einen Lebensunterhalt, indem sie sich in entsprechenden neugeschaffenen Gremien zur Behebung solcher durch Fiktionen von Schwäche markierter Missstände betätigen. So arbeiten sie unentwegt an der Behebung des Missstandes – freilich nicht ohne selbst existentiell vom Fortbestand des Missstandes abhängig zu sein.

Wenn die unendlich Schwachen in den meisten Fällen erfunden sind, so sind ihre selbsternannten postmodernen Behüter doch durchwegs real. Sie operieren unter neoliberalen Bedingungen als Heckenschützen, die hinterrücks auf alles feuern, was sich gesellschaftlich bewegt. Wenn der Philosoph Alain Badiou kräftige Worte gegen die postmoderne Ideologie äußert und einen radikalen politischen Universalismus formuliert, dauert es nicht lange, bis erste Kritiker ihm Antisemitismus vorwerfen. Dasselbe passiert Stéphane Hessel, wenn er in hohem Alter zur Empörung aufruft angesichts des Umstandes, dass die heutigen westlichen Gesellschaften bestimmte Sozialstandards für unfinanzierbar erklären, die selbst das arme Nachkriegsfrankreich der 40er Jahre für leistbar hielt.

Wenn der Entertainer Sacha Baron Cohen mit seinen Figuren des »Borat« und des »Ali G.« den Rassismus postmoderner Toleranz entlarvt, die darin besteht, dem Fremden tatsächlich keinerlei Kultur zuzutrauen, dann sind sofort findige Enthüller auf dem Plan, die der Welt mitteilen, Cohen hätte die Bevölkerung am rumänischen Drehort, der Kasachstan darstellen sollte, ausgebeutet und über seine wahren Absichten im Unklaren gelassen.

Und feministische Aktivistinnen, die die Protestform des »slutwalk« erfinden, brauchen, wie erwähnt, nicht lange zu warten, bis ihnen eine postkoloniale Schwester in den Rücken schießt, indem sie auf all die armen muslimischen und anderen Frauen verweist, die von dieser Form des Protests ausgeschlossen wären.

Fiktive Geiseln und zartbesaitet argumentierende reale Heckenschützen gegen jeden emanzipatorischen Vorstoß: das sind die Errungenschaften, die die Postmoderne uns hinterlassen hat. Wir hätten uns die Postmoderne ersparen sollen. \\\

# Sei ganz du selbst. Und immer für uns da.

Früher dienten Arbeitsplätze dazu, dass Menschen an ihnen arbeiten. Das genügt im Postfordismus nicht: Heute soll die gesamte Persönlichkeit in der Unternehmenskultur aufgehen. Katja Kullmann über Bürowelten, in denen Arbeit und Selbstverwirklichung ein und dasselbe zu sein haben.

**D**ie Elbe hat ein südliches und ein nördliches Ufer. Auf beiden Seiten des Flusses wird Geld verdient, geschafft und geschuftet. Am Südufer tobt die alte Arbeit – am Nordufer die neue. Am Südufer quietscht und rumpelt es. Tonnenschwere Container werden dort herumgeschoben, Tag und Nacht. Menschen sind in jener Gegend kaum zu sehen. Sie müssen irgendwo im Metall stecken, wo sie Hebel bewegen, Schrauben festzurren oder andere altmodische, grobe Dinge tun. Vermutlich haben sie Schutzbrillen auf und Plastikhelme. Steht der Wind günstig, trägt er die rostigen Geräusche bis weit in die Stadt hinauf. Man kann dann ganz gemütlich auf einem Ottenser Altbau-Balkon sitzen, ein Glas Wein trinken und fremden Menschen bei der Arbeit zuhören.

Hell, sauber und ruhig geht es am nördlichen Elbufer zu. Hier hat die Hafencity sich aufgebaut, hier steht seit 2009 das Unilever Haus – »das beste Bürohaus der Welt«, wie eine internationale Architekten-Jury befand. Glasfronten, Lichtspiele: Es könnte auch ein Casino in Las Vegas sein oder eine Shopping Mall in Shanghai. Man versteht gleich: Hier wird mit sauberen Händen agiert, auf blank polierten Fußböden. Die Menschen, die hier ein- und ausgehen, sprechen bestimmt fließend Englisch. Sie werden weiße Zähne haben, gute Manieren, klare Lebensziele und auch sonst kaum Sorgen. Manchmal treten sie aus dem Glitzerklotz heraus und umtraben ihn – joggende Angestellte. »Es gehört einfach zum Arbeiten dazu, diese Entspannung zwischendurch, sagt ein Unilever Manager. »Arbeiten, Pause, Arbeiten, Pause: Das ist das, was den Kopf wieder frei macht. Das ist das, was dazu führt, dass man eine vernünftige Performance bringt.«

Das Zitat fällt im Kurzfilm »Das neue Produkt« von Harun Farocki, in dem das Unilever-Haus eine der Hauptrollen spielt. Farocki, Jahrgang 1944, dreht seit 25 Jahren Filme über den Erwerbsalltag. »Die Schulung« (1987) oder »Der Auftritt« (1996) heißen die zehnbis dreißigminütigen Filme. In »Das neue Produkt« (2012) stehen nun nicht die Mitarbeiter im Fokus, sondern die Räume, in denen sie sich bewegen, vielmehr: die Räume, in denen sie sich bewegen sollen.

Farockis Kamera beobachtet Unternehmensberater und Human-Resources-Spezialisten bei ihren Meetings. Wir sehen sie Schaubilder an Flipcharts und Sprechblasen in die Luft malen. Die Regel Nummer Eins für den Arbeitsplatz der Zukunft lautet demnach: Weg mit den Gipskartonzellen, in denen der Angestellte sich hinter Stofftieren und Stechpalmen verstecken kann! Regel Nummer Zwei: Glasfronten sind gut. Weil man durch Glas durchschauen kann. Das gefällt den Menschen. Da fühlen sie sich nicht so allein. Da spüren sie, dass sie Teil eines großen Ganzen sind.

Unilever ist ein Global Player, der Gebrauchsgüter von hoher Künstlichkeit und niedrigem Wert herstellt. Waschmittel, Eiscreme, Tütensuppen zählen zum Sortiment. Gut 165.000 Mitarbeiter beschäftigt der Konzern weltweit. In der Zentrale in der Hafencity sind allerdings nur die Weiße-Kragen-Abteilungen untergebracht, Marketing, Verkauf, Management. Das Besondere an dem Gebäude: Auch öffentlich zugängliche Restaurants, Sport-Studios und Veranstaltungsräume finden sich unter seinem Dach. Gäste können sich in Konferenzsäle einmieten, die »Rexona« (40 qm), »Lätta« (66 qm) oder »Cremissimo« (30 qm) heißen. Jeden Tag kämen rund 2.500 Neugierige vorbei, um sich alles mal von innen anzusehen, erzählt stolz ein Unilever-Manager.

Wenn es nach ihm geht, sind die Angestellten innerhalb der Firmen-Erlebniswelt so leicht umräumbar wie Schaufensterpuppen. Kein fester Schreibtisch ist dem Mitarbeiter mehr zugeordnet, keine Stamm-Kaffeeküche. Stattdessen soll er sich mal in »Meeting Points«, mal in »kleinen Wabenkästen« organisieren – mal als Allein-Arbeiter in »Selbstdisposition«, dann wieder als Kommunikationstalent »im Team«. Er soll nicht an einzelnen Möbelstücken oder Kollegen kleben. Er soll immer ganz bei sich, ganz er selbst sein – soll sich jederzeit selbst zusammenfalten, mitnehmen und anderswo wieder aus- und entfalten können.

»Jeder hat den gleichen Stuhl, den gleichen Schreibtisch, das gleiche Sideboard. Nur: Der Mitarbeiter sitzt mal ein Stockwerk höher, mal eins tiefer oder irgendwo anders«, erklärt der Manager. Ein

Unternehmensberater, der bei Vodafone in Düsseldorf von Ähnlichem träumt, doziert: »Individualität muss eben anders stattfinden, als dass ich sage: Ich hab hier meine eigenen Blumen und meine eigene Artenvielfalt in Form irgendwelcher Postkarten und Überraschungseier-Inhalten.«

Von jeher versuchen Menschen, das Ding »Arbeit« irgendwie festzuhalten, sich ein Bild davon zu machen. Immer erzählen die Bilder der Arbeit auch von Zeittakten und Herrschaftsverhältnissen. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts kämpfte Charlie Chaplin im Stummfilm »Moderne Zeiten« als überfordertes Latzhosenmännchen mit Zahnrädern, Stechuhr und Fließband, die ihm den Rhythmus vorgeben. Ein typischer Fall von entfremdeter Arbeit: Keine menschliche Wärme ist gegeben, kein individuelles Engagement ist gefragt, es kommt allein aufs Funktionieren an. »Fordismus« nennt sich jenes Prinzip der Arbeitsorganisation, und Chaplin ist sein berühmtester und komischster Held.

Bald darauf wird aus dem Latzhosenmännchen das Aktenkoffermännchen: Der Angestellte ist geboren. Überall hält die Rationalisierung Einzug, und die muss von kühlen Köpfen in klimatisierten Büros verwaltet werden. Der Soziologe Siegfried Kracauer spricht 1929 von einem »Angestelltentypus«, der sich uniformiert in »Sprache, Kleidern, Gebärden und Physiognomien.« Nicht mehr körperliche Kraft ist jetzt entscheidend, sondern sprachlicher Ausdruck und Umfangsformen. »Das junge Volk, das

#### Harun Farockis Filme über Arbeitswelten (eine Auswahl)

- »Ein neues Produkt«, Deutschland 2011, 36 Minuten
- »Nicht ohne Risiko«, Deutschland 2004, 50 Minuten
- »Die Bewerbung«, Deutschland 1997, 58 Minuten
- »Der Auftritt«, Deutschland 1996, 40 Minuten
- »Arbeiter verlassen die Fabrik«, Deutschland 1995, 36 Minuten
- »Die Umschulung«, Deutschland 1994, 44 Minuten
- »Die Schulung«, Deutschland 1987, 44 Minuten

in den breiten Schichten zwischen dem Proletariat und dem Bürgertum aufwächst, passt sich mehr oder weniger leicht dem Betrieb an«, schreibt Kracauer.

Führungs-Techniken, die aus der Psychologie entlehnt sind, beginnen sich breitzumachen. Der Taylorismus löst den Fordismus ab. Neue Verwertungs-Disziplinen wie Marketing oder Marktforschung erblühen. Spätestens in den 80er Jahren ist der Arbeitsplatz Werbeagentur mit seinen frei fließenden Arbeitszeiten und einem legeren Dresscode beliebt wie kaum ein anderer. Schließlich führt auch das Bankengewerbe »Projektarbeit« ein, belohnt die Versicherungsbranche Mitarbeiter mit »Incentive Reisen« und stattet Medienkonzerne ihre Belegschaften mit »Think Tank Lounges«, Espresso-Maschinen und Stehtischen auf den Fluren aus. Lange Zeit wirkt es so, als ob der Arbeitsplatz mehr und mehr zum Spielplatz wird. Im Google-Konzern stehen den Mitarbeitern sogar Rutschbahnen und Tischtennisplatten zur Verfügung.

Der flexible Unilever-Mitarbeiter, dessen Umriss in Farockis »Ein neues Produkt« sichtbar werden, ist nun so etwas wie die Quintessenz aus all seinen Vorgängern. Er darf sich auf Firmenkosten fit halten und lässt sich auf sieben preisgekrönten Etagen nach Bedarf verschieben – der perfekte Hybrid aus Zahnrad-Männchen und kreativem Team Player.

Zwar bewegt er sich in flachen Hierarchien als früher und bekommt suggeriert, dass er selbst mehr mitbestimmen darf – doch ist das Regiment der Firma damit keineswegs geschwächt. Im Gegenteil: Das Unternehmen delegiert die schwankenden Anforderungen des Marktes nun einfach direkt an den Einzelnen. »An die Stelle der Steuerung durch Vorgesetzte tritt die indirekte Steuerung über Kennziffern«, stellen die Arbeitssoziologen Nick Kratzer und Dieter Sauer fest. Mit Zielgesprächen und Monitoring wird der äußere Wettbewerbsdruck nach innen auf die Belegschaft übertragen. So wird jeder Mitarbeiter zu einem Unternehmen für sich – und die Kollegen werden zu Konkurrenten. »Forced Ranking« nennt das moderne Personalmanagement die verstärkte Leistungsüberwachung der Mitarbeiter.

»Theoretisch soll das Unternehmen auch der Ort sein, an dem

der Mitarbeiter wohnt oder Kaffee trinkt«, sagt ein Manager des Kommunikations-Riesen Vodafone aus Düsseldorf in Farockis Film. Die Mitarbeiter sollen das Firmengelände als »Campus« begreifen – als lockeres Wohlfühl-Areal. Das ist der Trick, den auch Unilever mit dem Jogging und den gemütlichen Sitzgruppen anwendet: Alle lebensweltlichen Ressourcen, wie es so schön heißt, sind gefragt: Die Leibesertüchtigung, das Shoppen, Empathie, die Gesamtpersönlichkeit haben dem Unternehmen zur Verfügung zu stehen. Denn je mehr der Mitarbeiter sich wie zu Hause fühlt, desto weniger wird er den Druck als fremd gesteuert empfinden – desto mehr wird er sich selbst antreiben und für sein etwaiges Versagen bestrafen.

Es klingt freundlich, wenn die Manager in Farockis Kamera sprechen. Einer erklärt: »Müssen wir nicht anders mit den Menschen reden? Müssen wir nicht auch mal fragen: ›Alter, hast Du Deinen Urlaub gemacht?‹ Oder: ›Jetzt bist Du Vater eines süßen kleinen Beppos geworden, warst Du eigentlich dabei?‹ Das ist cool!« Dass der Mitarbeiter wenigstens ein Stück weit sein Privatleben aus der Firma heraushalten möchte und nicht auch noch über seine Familienverhältnisse Rechenschaft ablegen will? Das ist nicht angesagt. Den Übergriff aufs Privatleben der Angestellten gilt den Human-Ressource-Experten als »Fürsorglichkeit« des Unternehmens.

Im Unilever Haus erklingt alle paar Tage ein Musik-Jingle. Kaum ist die Melodie zu hören, versammeln sich die Mitarbeiter auf Brücken und Balkons und lauschen der Ansage der firmeneigenen Entertainment-Abteilung: »Guten Morgen, liebe Kollegen, ich möchte euch herzlich zu unserem Marktplatz einladen. Unsere Themen heute: ›Hilfreich – Bangladesch-Woche im Unilever Haus. Und: ›Lecker – Genuss mit Schuss. Bis gleich im Atrium!«

Das gemeinsame Erlebnis der »Bangladesch Wochen« soll die miteinander konkurrierenden Mitarbeiter zusammenschweißen. Als »Teil einer ganz neuen Unternehmenskultur« begreifen die Manager aus den höheren Etagen ihr Event. »Das zuzulassen, den Leuten diese Freiheit zu geben, ist genau das Richtige«, sagt einer von ihnen – und man spürt, dass er kein schlechter Mensch ist, tief in seinem Innern; man spürt, dass er aufrichtig und unbedingt glauben möchte, was er da sagt. Über den Schaubildern, die die Manager in Farockis Film auf Flipcharts kritzeln, steht in Großbuchstaben das Wort »SINN«.

Vielleicht haben es die Hafearbeiter am Südufer der Elbe doch besser. Sie können ihren Job auch mal mit schlechter Laune erledigen, bei all dem Krach fällt ihr Fluchen gar nicht weiter auf. Und so lange sie nicht von einem Kran fallen, interessiert sich wohl auch niemand für ihren ganz individuellen Body-Mass-Index. \



Ruth May // »Bijzondere Vruchten« // 2007 // Verschiedene Stoffe und Garne // ca. 230 x 145 cm

Ruth May, geboren 1974, hat an der Hochschule für Bildende Künste in Hamburg studiert und ist Gründungsmitglied der Akademie Isotrop. »Mays Arbeiten sind Welten wie aus Resten oder verlassenen Anfängen: Collagen aus Stoff- und Papierfragmenten, Tuschezeichnungen und Kostüme die aus Falten die Realität entwickeln«, schreibt die Kunstwissenschaftlerin Kerstin Stakemeier. Neben ihrer künstlerischen Tätigkeit gestaltet May Plattencover, Plakate und Kostüme, zuletzt für die Gruppen Hajusom, Showcase Beat le Mot, Kante und School of Zuversicht. Ruth May lebt in Hamburg

Foto Fred Dott



heaterGemeinde Hamburg

Die individuellen **Abos**  
für die ganze Stadt –  
**auch als Geschenk!**

**Theater | Konzert | Ballett | Oper | Tanz**



- ✗ Sie werden jeden Monat aktuell über alle Veranstaltungen informiert
- ✗ Sie stellen zu Hause Ihr persönliches Bühnen-Programm zusammen
- ✗ Sie wählen Ihre Termine selbst
- ✗ Sie bestellen per Telefon, Post, Fax oder Mausklick
- ✗ Sie erhalten Ihre Karten frei Haus

TheaterGemeinde Hamburg  
Ida-Ehre-Platz 14  
20095 Hamburg  
Telefon 040-3070 1070

### Weihnachts-Abo

1 x Konzert und 2 x Theater  
Je Person: 66,60 €

### concerti-Klassik-Abo

3 x Konzert  
plus monatliches concerti-Heft  
Je Person: 69,70 €

### Theater-Weihnachts-Abo

3 x Theater  
Je Person: 64,00 €

### freestyle-Weihnachts-Abo

3 x freie Wahl aus allen Abo-Kategorien\*  
Je Person: 79,50 €

\*Ausnahme: Eine Aufführung aus dem Bereich Oper/Ballett wird mit zwei Karten angerechnet.

Deutsches Schauspielhaus  
Thalia Theater  
Hamburger Symphoniker  
Kampnagel  
Elbphilharmonie Konzerte  
Ernst Deutsch Theater  
Hamburgische Staatsoper

NDR Sinfonieorchester  
Opernloft  
Fliegende Bauten  
Ohnsorg Theater  
Komödie Winterhuder Fährhaus  
Philharmoniker Hamburg  
Schmidt Theater  
Hamburger Camerata  
Hamburger Kammerspiele  
Imperial Theater  
Kammerkonzerte  
Altonaer Theater  
Engelsaal  
Monsun Theater  
Kirchenkonzerte  
Alma Hoppes Lustspielhaus  
Das Schiff  
Hamburger Kammeroper  
Sprechwerk

[www.theatergemeinde-hamburg.de](http://www.theatergemeinde-hamburg.de)

Do 13.12. | 21.00 Uhr | Konzert


# Verstörende Welten

Der finnische Komponist und Klangkünstler Mika Vainio führt die Ästhetik des Techno in menschenferne und kraftvoll klingende Welten.

Eintritt frei, Anmeldung unter [www.koerberforum.de](http://www.koerberforum.de) oder im **Elbphilharmonie Kulturcafé**

Stand Oktober 2012. Änderungen vorbehalten! Groothuis, Lohfert, Consorten | glcons.de Foto: Thommi Grönlund



KörperForum – Kehrwieder 12 | 20457 Hamburg |  Baumwall  
Telefon 040 · 80 81 92 - 0 | [www.koerberforum.de](http://www.koerberforum.de)  
Veranstalter ist die gemeinnützige Körper-Stiftung.

**KörperForum**  
**Kehrwieder 12**

Für Menschen, die nicht alles so lassen wollen, wie es ist.



## JULIA RIEDLER

»Wenn das Volk der Maya Recht hat, dann geht am 21. Dezember 2012 die Welt unter. Vielleicht gibt es einen so lauten Knall, dass kein Lebewesen ihn hört, weil alle Gehörgänge zerstört sind, bevor Signale an das Hirn gesendet werden. Und dann beginnt alles zu zittern. Die Körper der Menschen tanzen, tanzen – so lange, bis sich alles in Ekstase verliert und alles anfängt zu fliegen. Ich würde fliegen, du würdest fliegen, der Kinderwagen von der netten Nachbarin aus dem dritten Stock würde fliegen, das Franzbrötchen, in das Janning Kahnert gerade beißen wollte, würde ihm gegen die Nase klatschen und gemeinsam würden sie fliegen, höher als jemals irgendwas geflogen ist, und wir würden fliegen, bis es ganz leise ist und wir verstehen, dass es nichts mehr zu verstehen gibt.

Danach könnten wir nicht mehr Weihnachten feiern – wie würde das denn gehen, irgendwo in der Luft, da gibt es keine Rituale von vorgestern. Da gibt es keine Kausalität der Geschlechter, da kann ich am Formular nicht mehr weiblich ankreuzen, da kann mir niemand sagen, ob ich falsch eingeparkt habe, ob ich zu jung bin um die Hauptrolle zu spielen, welche Idee neu ist, weil sie nicht alt ist, vielleicht würde sogar Facebook ohne Kategorien funktionieren oder vielleicht würde es sich sogar selbst abschaffen, natürlich würde es sich selbst abschaffen. Oma würde ganz weiß im Gesicht werden, weil sie keine Schublade mehr hat, keine Schublade für ihre Perlenohrringe; die Gesetze der Logik würden verblassen, welche Logik, und ein neues Begehren wäre geschaffen, das sich jedem Gesetz, jeder Erfahrung, jeder Kategorie verwehrt. Ich würde aufwachen an diesem Morgen danach, an diesem 24. Dezember, und wir würden eine Geburt feiern, die es noch nie gegeben hat, die erste Kerze für die Möglichkeit des Unmöglichen würde brennen und wir würden singen; anstimmen das Märchen einer anderen Wirklichkeit.«

Foto: Kerstin Schomburg

**JULIA RIEDLER**, geboren 1990 in Salzburg, war nach dem Abi 2008 Regieassistentin am Salzburger Landestheater und kurzzeitig Jurastudentin, ab 2009 Schauspielstudium an der Hochschule für Musik und Theater Hamburg. 2011 war sie in der künstlerischen Leitung des MS Dockville Festivals für Kunst und Musik Hamburg. Seit 2012/2013 gehört sie zum Ensemble des Deutschen Schauspielhauses und ist dort in den Stücken »Ein Sommernachtstraum« (Regie: Samuel Weiss) und »Ödipus« (Regie: Alice Buddberg) zu sehen. Außerdem spielt sie in Oliver Klucks »Männer Frauen Arbeit« (Regie: Markus Heinzlmann), das am 7. Dezember 2012 am Schauspielhaus uraufgeführt wird.

# SAHRA TEHRANI

H A M B U R G



Photo: Steffen Hofemann/ hofemann.com • Styling: Tini Rathe/ Liganord • Hair/Make up: Malke Albeck/ Liganord • Model: Elisa Leão/ Modelwerk

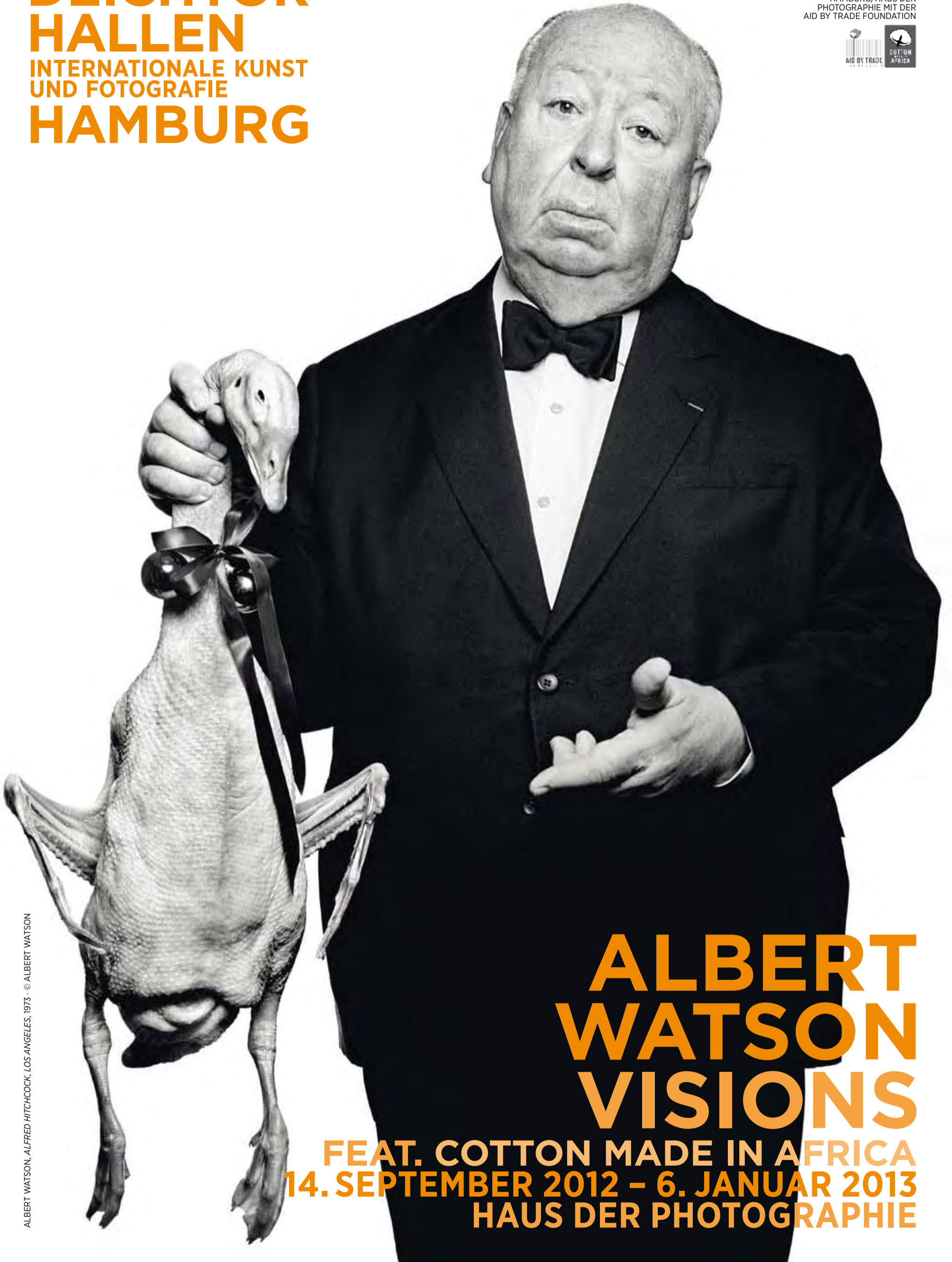
Erhältlich online: [www.sahratehrani.com](http://www.sahratehrani.com)  
facebook: sahra tehrani fashion

& **etage eins**  
FASHIONSTORE

Überseequartier Hafencity  
Überseeboulevard 2, 20457 Hamburg  
[www.etage-eins.com](http://www.etage-eins.com)

# DEICHTOR HALLEN INTERNATIONALE KUNST UND FOTOGRAFIE HAMBURG

DIE AUSSTELLUNG IST  
EINE KOOPERATION DER  
DEICHTORHALLEN  
HAMBURG/HAUS DER  
PHOTOGRAPHIE MIT DER  
AID BY TRADE FOUNDATION



ALBERT WATSON, ALFRED HITCHCOCK, LOS ANGELES, 1973 · © ALBERT WATSON

# ALBERT WATSON VISIONS

FEAT. COTTON MADE IN AFRICA  
14. SEPTEMBER 2012 – 6. JANUAR 2013  
HAUS DER PHOTOGRAPHIE

DEICHTORSTRASSE 1-2 · 20095 HAMBURG  
TELEFON 040/32103-0 · WWW.DEICHTORHALLEN.DE  
WWW.FACEBOOK.COM/DEICHTORHALLENHAMBURG



UNTERSTÜTZT VON

OTTO

TOM TAILOR

giz

JCD

MEDIENPARTNER

VOGUE

PARTNER DER DEICHTORHALLEN

ŠKODA

BERENBERG BANK  
Fid. Bankeng. GmbH & Co. KG

HERR VON EDEN  
SINCE 1949

KULTURPARTNER  
NDR kultur